



Nr. 48.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspretsliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 30. August.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Diebestäubung. Novelle von Ola Hansson (Fortsetzung). — Der neueste religiöse Epöen. Von Hans Berner. — Frauenstudium. Von Otto Neumann-Hofer — Tagoberts Traum. Eine Skizze von Anna Bod. — Ursprung und Entwicklungsformen des Eigentums. Von Prof. Dr. Ludwig Stein (Zürich). — Das geistige Leben in der Bukowina. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs. Von Moriz Szelc. — Die rudernde Gleitbahn. Von Leo Silberstein. — Der Fall Paul Udan. Von J. M. — Kleine Kritik.

Diebestäubung.

Novelle

von

Ola Hansson.

(Fortsetzung.)

III.

Die Doktorwohnung lag zwischen dem Kirchdorf und der Eisenbahnstation. Ein paarmal am Tage gingen die Fräulein Holm nach der Post des Pastorats auf die Station, und gewöhnlich begleitete sie ihr Sommergast. Alle zusammen pflegten dann beim Doktor vorzusprechen, und die Jugend verbrachte gewöhnlich den Rest des Tages zusammen, bald hier, bald da in den beiden Familien. Während dieses fast stündlichen Verkehrs entwickelte die Intimität zwischen Sigrid und Björkman sich unmerklich durch alle die ineinander übergehenden Phasen, die eine zunehmende Anziehung durchmacht und durch die sie einer Pflanze ähnlich wird: man sieht wohl, daß sie heute höher ist als gestern, sieht wie die Knospe sich bildet und die Blume sich erschließt; aber man hat nicht zu unterscheiden vermocht, wie die eine Zelle sich auf und aus der andern erbaute.

Als sie eines Abends spät auf dem Heimweg vom Pastorat waren, schlug jemand vor, auf die Tannenhöhe zu gehen. Auf dem Terrain der Doktorwohnung, ganz nahe am Wege, lag nämlich ein kegelförmiger Hügel, mit Nadelwald bewachsen. Es war eine ungewöhnlich dunkle Sommernacht; der Himmel war wolkenlos und besät mit Sternen; aber der Mond war noch nicht aufgegangen. Unter der Tannengruppe war es so finster, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte; die weißen Kleider schimmerten undeutlich in der Dunkelheit. Man tastete sich auf dem Fußpfad vorwärts, der sich den Abhang zwischen den Bäumen hinausschlangelte; es knisterte und raschelte unter den Füßen, die auf den glatten Tannennadeln ausglitten, von denen der Boden bedeckt war. Schließlich kam

man an eine Grotte, die durch Unterhöhlung eines Vorprungs gebildet war und an deren Seiten man Sitzplätze aus Rasenbänken gemacht hatte. Hier ließ man sich nieder, die Kreuz und Luer.

Sigrid und Björkman waren zusammen gegangen; sie setzten sich nebeneinander. Rund um die kleine Gruppe war es so finster und still, als gäbe es kein Licht in der Welt und als sei alles Leben ausgestorben. Der Himmel war nicht sichtbar, die Bäume standen unbeweglich, kein Tier regte sich; sie selbst konnten einander nur ganz schwach unterscheiden und saßen alle schweigend; bloß dann und wann ließ jemand ein einsilbiges Wort fallen, raschelte ein Kleid, scharpte ein Fuß.

Er war zu ihren Füßen niedergeglitten, und sein Kopf lehnte sich leicht an ihr Knie; sie neigte sich vor und sah sein Gesicht dunkel unter dem ihren. Woran dachte er, was fühlte er? Traurige Gedanken, wunde Gefühle mußten es sein, und in verborgenen Kanälen schienen sie hinüberzugleiten in ihre Seele; denn weshalb war ihr wohl sonst so wunderbarlich zu Mut, so weich und traurig, weshalb standen Thränen in ihren Augen, und weshalb schwoh ihre Seele wie unter einem Mähereregesang voll kranken Wohllauts? Wie er einsam sein mußte, er, der niemals froh sein konnte wie die andern; und was das für eine süße Erquickung war, selbst gut zu sein; und sie, die glücklich war, sie wollte gut, immer gut gegen ihn sein —

Es leuchtete weiß unter ihren Augen, und sie beugte sich nieder im Dunkel und drückte einen langen Kuß auf die Stirn des jungen Mannes.

Was bestimmt Sympathie und Antipathie zwischen Mann und Weib? Sicherlich physiologische Bedingungen, von dem andern Teil ganz unaufgelöst, unbewußt, instinktiv empfunden, vielleicht bloß in der einen oder anderen unbedeutenden äußeren Eigentümlichkeit sich verratend. In der eigentümlichen Struktur der individuellen Urmaschine wohnen, verborgen und un wahrnehmbar, die Kräfte, die zwei Räderwerke so verketteten, daß sie mit ihren Zähnen ineinandergreifen, ebenso wie das intimste

Wesen der Persönlichkeit davon bedingt wird, wie der tiefste, einfachste Apparat in ihm fungiert, und sich eine rein physiologische Disposition solchermaßen in den subtilsten, flüchtigsten Lebensäußerungen der Seele bemerkbar macht.

Man weiß nicht viel davon. In früheren Zeiten, als man ein individuelles Seelenleben durch eine geometrische Figur, oder unter dem Bilde eines Schranks mit seinen Fächern und Schiebläden veranschaulichen zu können glaubte, meinte man, daß es die Schönheit sei, die Mann und Weib zu einander ziehe; und in Übereinstimmung mit dieser Auffassung glaubte der Dichter, ein Liebesverhältnis hinreichend motiviert zu haben, wenn er einen Mann und ein Weib nach gewissen abstrakten Schönheitsmodellen schilderte. In unserer Zeit, der Zeit der zusammengefesten und verwickelten Seelenregungen, hat man das Zutrauen zu dieser Erklärungsart ganz verloren; zunächst und vor allem giebt es keinen absoluten und allgemeinen Schönheitstypus mehr, und demnächst ist es nicht die Schönheit, die der einzige, oder bloß der hauptsächlichste Faktor ist.

. . . . Die Tage gingen, und der junge Mann fühlte, wie ihn die Atmosphäre des jungen Mädchens mehr und mehr umspann und an sich zog. Ein Strom physischer Gesundheit ging von ihr aus und hüllte ihn ein wie mit dem warmen Hauch der eben umgebrochenen Akerfrume. Sie that ihm wohl, wo er sie sah; ihre hochgewachsene Gestalt, die gesunde Gesichtsfarbe, die klaren, blauen Augen, das reiche, blonde Haar, die frischen Zähne, auf deren unverminderte Zweiunddreißigzahl er schwören wollte; er liebte das alles an ihr und sie in allem; er liebte in ihr den Typus ohne Nuancen, die Abrundung des Charakters, die auf Begrenzung ruht, das ideale Alltagsweib, dessen Seelenschwingungen weder gedrängt, noch hastig, noch groß sind, und um welches ein normales Leben sich von selbst in natürliche Falten legen würde. . . . er liebte in ihr, was er nicht war und nicht zu leben verstand, das Alltagsdasein mit seiner beruhigenden Einförmigkeit, und er fühlte, wie um ihn die Kreise, mit denen ihn das alles einspann, enger und enger wurden; er fühlte es unbewußt, undeutlich, mit einer unklaren Empfindung, halb Wohlsein, halb Beklemmung, wie man einen beginnenden Apdruock im festen Schlaf empfindet.

Und sie, das große, starke Mädchen, hatte damit angefangen, das Kind in ihm zu lieben; sie liebte ihre eigene Stärke in seinem weichen Mund, in seinen traurigen Augen, in seiner warmweichen Empfindlichkeit, in seiner aufstammenden Hitze und seinem sich in sich zusammenziehenden Mißmut. Das mütterliche Überlegenheitsgefühl ihrer positiven Natur waren die Treppenstufen, die sie in das Allerheiligste der Liebe führten; und in das Mitleid der Mutter, die Eiferjucht der Mutter, die Zärtlichkeit der Mutter mischte sich ein Gefühl von Sicherheit, als ob sie das, was sich zögernd vor ihr erschloß, schon besaß und sie sich vor ihrer Umgebung dazu bekennen könnte als zu ihrem rechtmäßigen Eigentum.

IV.

Björkman kam täglich in das Haus des Doctors, und es war fast täglich dasselbe Steigen und Fallen in seiner Seele — ein Schwellen des Verlangens, wenn er sie sah, dazwischen eine flüchtige Ernüchterung bei einzelnen Blicken, Worten, Mienen von ihr oder ihrer Familie, und wenn er allein war eine abfühlende Mattheit, ein Gefühl von Leere, in dem etwas

flüsterte und sich regte und nicht vernehmbar wurde und auf das er lauschte, ein Ziehen, das nicht ungeteilt war, zwischen das sich etwas schob, wie eine abwehrende Hand.

Aber Sigrid konnte lange Minuten sitzen, mit gefenkten Augenlidern und abgewandtem Kopf, und sich gebadet fühlen von seinen Blicken; sie fühlte dann nicht, wo sie war, Minuten und Stunden schmolzen ineinander, sie zitterte unter seinem Blick, wie eine Blume, die im Begriff ist sich zu erschließen unter der Morgensonne. Zu anderer Zeit waren die Rollen vertauscht; unbemerkt von ihm selbst und unbemerkt von allen anderen ließ sie ihre Augen auf ihm ruhen, seine leisesten Gebärden beobachten, dem Mienenspiel seines Gesichts in allen seinen Wechsellern folgen; und es war ihr, als käme sie ihm dadurch so berauschend nahe, als säße sie in seinem Arbeitszimmer, blicke in seine Schubladen, blätterte in seinen Papieren, und als hätte er sich in einer liebenden Stunde ihr zu eigen gegeben. Dasselbe Gefühl hatte sie, wenn ihre Namen zusammen genannt und gleichsam ineinander geflochten wurden, oder wenn sie nahe in einer Gruppe beisammen standen, zwei, ein Paar, das zusammengehört und etwas Ganzes für sich bildet, und bei tausend ähnlichen Zufälligkeiten. Sie wußte halbwegs, daß das kindisch war; aber sie fühlte sich glücklich dabei und hoffnungsvoll und warm bis in die Seele.

Die Jugend aus dem Doktorhause und dem Pastorat war eines Tages bei einer bekannten Familie, die ein paar Meilen landeinwärts wohnte, zu Besuch gewesen. Sigrids beide Schwestern sollten dableiben, und als die Rückfahrt in der Nacht von den übrigen angetreten werden sollte, entstand die Frage, wie man sich am besten in den beiden Wagen unterbrächte.

„Ich schlage vor,“ sagte der junge Bergdahl zu den beiden Fräulein Holm, während er mit spöttisch neckender Miene seinen Kneifer auf die Nase drückte, „daß wir drei zusammen in dem einen Wagen fahren und Sigrid und Herrn Björkman den andern überlassen. Man soll seinen Nebenmenschen Gutes thun nach Vermögen.“

Das war die erste Andeutung — man ahnte ein Verhältnis zwischen ihnen und es fing an öffentlich zu werden; etwas schrie in ihr vor Freude, und ihre Seele streckte sich dem jungen Mann entgegen, wie zu einer Umarmung. Sie stiegen ein, der Wagen fuhr in die Nacht hinaus auf dem holprigen Wege, schwankend und ungleich; dann und wann gab es einen Stoß, der sie gegeneinander warf.

Giebt es eine magnetische Kraft der Seelen, fühlte der junge Mann, wie er da dicht an ihrer Seite saß, die zuckenden zitternden Fibern ihrer Seele sich an seiner eigenen festsaugen? Oder war es bloß die Versuchung der Sommernacht, der hellen, nordischen Sommernacht, wo die ganze Natur sehnsuchtskrank scheint im warmen Mondschein, und es so seltsam in den Wäldern flüstert, als ständen tausend Brautbetten darinnen bereit, und die Menschen ein unbezwingliches Verlangen zu lieben und geliebt zu werden ergreift, das doppelt heftig ist, weil sie wissen, daß dieser hellen Sommernächte so wenige sind und daß sie eilen müssen, ehe der Herbst kommt, und daß sie Vorrat der Erinnerung sammeln müssen für den langen Winter? Genug, als der Wagen aus einem mondbeschieneenen Dorfflecken, wo es so hell war, wie mitten am Tage, plötzlich in einen schattigen Buchenwald fuhr, wo es so dunkel war, wie eine Herbstnacht, während die Hufschläge den dumpfen

den Armen aus, stand rasch auf und fing ungleich an auf und nieder zu gehen.

Und wie die Nacht verblich und der Morgen kam, wurde Sigrid mehr und mehr eine andere in seinen Augen. Es war, als glitte ihre Körperwärme von ihm weg, wie eine Umarmung, die zu lange dauerte. Was liebte er an ihr, als ihren jungen, frischen Leib? Ihre Seele, ihre Essenz als Weib —? kannte er sie, hatte er sie je zu fassen bekommen? Wenn er versuchte, sie zum Klingen zu bringen, hatte er jenen tiefen vibrierenden Metallklang der Resonanz gefühlt, der denselben Ton sofort und stärker, wie unter einem Beben zurückwirft —?

Seine Gedanken hörten auf sich klar zu formen, er versank in Brüten, währenddessen es manchmal leise in ihm zuckte.

(Schluß folgt.)

Der neueste religiöse Spleen.*

von

Hans Werner.

Bekanntlich neigt die angelsächsisch-normannische Völkermischung, welche England zur Heimat hat, trotz aller berechnenden Kalblütigkeit, welche ihr sonst innewohnt, zu allerhand Extravaganzen, eine Eigentümlichkeit, deren verschiedene Erscheinungsformen man unter dem Gesamtnamen „Spleen“ zusammenfaßt. Dieser Spleen tritt so ziemlich auf allen Gebieten der menschlichen Geistesthätigkeit in die Erscheinung, es wäre darum verwunderlich, wenn die religiöse Seite, auf welcher den Engländern ohnehin eine gewisse Neigung zur Bigotterie innewohnt, davon unberührt geblieben sein sollte.

Verbindet sich nun gar diese anglikanische Absonderlichkeit mit der dem deutschen Stamme bewohnenden Neigung zum Grübeln und Spintisieren, so sind das Produkt dieses Bundes die wunderbarlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete christlich-religiöser Anschauungen. Den unwiderleglichsten Beweis hierfür haben wir in der Unzahl von religiösen Sekten, welche in der Hauptwohnsstätte des englisch-deutschen Geistesbundes, der nord-amerikanischen Union, an die Öffentlichkeit getreten sind und neu zu erstehen nicht aufhören. Man vermag keine noch so forrupte Idee in religiösen Dingen sich auszutüfteln, die nicht auf dem Gebiete des Sektenwesens dort Gestalt und Leben gewonnen hätte.

Freilich — und wir dürfen sagen: zum Glück — finden die meist einem höheren oder geringeren Grade religiöser Überspanntheit ihren Ursprung verdankenden Sekten in der Regel nur eine gemessene Zahl von Gläubigen, und sie tauchen oft genug bald nach ihrem Entstehen wieder unter in das Meer der Vergessenheit. Ihnen genauer nachzuspüren würde darum ein Bestreben sein, bei welchem nur auf ein geringes Interesse zu rechnen wäre.

Anders hingegen steht es um eine neuerdings immer mehr Verbreitung gewinnende Sekte, welche in gewissem Sinne als eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft angesehen werden muß. Es ist dies die „Gemeinde der christlichen Wissenschaft“, welche in den größeren Städten der Union bereits eine ansehnliche Zahl von Anhängern — man spricht von über 60 000 — gefunden hat. Gerade weil diese „Gemeinde“ alle Anlagen besitzt, um einen gemeingefährlichen Charakter anzunehmen, möchte es sich verlohnen, ihr einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

* Aus Cannstadt wird gemeldet, daß daselbst ein adeliges Fräulein eine Anstalt gegründet habe, in der wieder einmal alle Krankheiten durch Gebet und Händeauflegen geheilt werden sollen. Es scheint, daß es der oben geschilderte religiöse Wahnsinn des Beth-shan ist, der in der Cannstädter frommen Klinik bei uns Boden gefunden hat. D. Red.

Die Anhänger dieser Gemeinde behaupten nämlich — nicht wenige von ihnen glauben es wohl auch zuversichtlich — die Gabe der Heiligung zu besitzen, wie sie seinerzeit den Aposteln innegewohnt haben soll. Sie erklären deshalb: „Es giebt keine Krankheit; diese ist ein Wahn, ein Spiel der Einbildung, und durch andauerndes eifriges Gebet kann jede Krankheit bezwungen werden.“ Das Wort der Offenbarung Johannis Kap. 21, 4: „Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein; denn das erste ist vergangen,“ ist nach ihrer Meinung der Erfüllung nahe. Jede Art von Krankheit glauben sie durch Gebet, Salbung und Handauflegen heilen zu können. Ja sie glauben das nicht nur, sondern behaupten es als ganz gewiß. Voraussetzung bei dieser Heilung ist freilich, daß der Kranke von dem vollen Glauben an die göttliche Begnadung des Heilenden besetzt werde; anders hilft's eben nichts.

Bereits im Jahre 1881 begründete eine Frau Eddy in Boston eine Schule für „christliche Wissenschaft“, welche zahlreiche Anhänger fand; ihr folgte in New-York Frau Mary Plunkett unter dem Beistande ihres Gatten, denen Dr. Mason und Dr. Eastman helfend zur Seite stehen. Da man in Amerika auch bei den frömmsten Unternehmungen ohne die Värmtronmel der Reklame nicht fortzukommen vermag, wurden zwei Zeitungen begründet, welche, unterstützt von wohlhabenden Gläubigen, für die Lehre Propaganda zu machen bemüht sind.

Verwunderlich wäre es gewesen, wenn dieses seltene Produkt religiösen Spleens nicht in dem so vortrefflich gedüngten Boden des englischen Mutterlandes Wurzel geschlagen hätte, und dort ist denn auch ein Pflänzlein aufgechossen, welches in seinen Zumutungen an die Naivität der Menschen allem Denkbaren die Krone aufsetzt. In London ist nämlich vor einigen Jahren bereits ein Institut entstanden, — gewissermaßen eine Hochschule der „christlichen Wissenschaft“ — welches den Namen Beth-shan führt und in welchem — selbstverständlich gegen hohe Pension — Kranke Aufnahme finden, die von dem mit der Gabe des heiligen Geistes besonders reich ausgestatteten Vorstehern und Vorsteherinnen Heilung ihrer Leiden erwarten. Unter Anwendung eines möglichst eindrucksvollen Apparates wird dann bei brünstigen Gebeten und unter Handauflegen die Heilung versucht. Ob sie wirklich gelingt, ist freilich eine andere Frage; allein auch für den Fall des Mißlingens hat man sich eine plausible Erklärung zurechtgemacht. Entweder hat alsdann der Kranke nicht den rechten Glauben an die göttlichen Eingebungen seiner Helfer, oder aber, wenn er trotz Gebet und Handauflegen gar stirbt, dann heißt es: Des Kranken Seele habe sich gerade in dem geeigneten Zustande befunden, um in das Himmelreich aufgenommen zu werden, daher sei er eben jetzt abgerufen worden.

Indessen die Macht des heiligen Geistes, welche den Vorstehern von Beth-shan innewohnt, ist keineswegs darauf beschränkt, Anwesende von ihren Leiden zu befreien; o nein, das Vermögen reicht sogar so weit, daß sie selbst in absentia Heilungen zu bewirken die Kraft besitzen, der Kranke möge sich nun in einer Entfernung von einer, zehn oder tausend Meilen von dem Heilenden befinden; ja selbst wenn er sich auf dem Monde oder sonst einem Stern des Weltalls aufhielte, könnte die göttliche Heilkraft ihm Nutzen bringen. Allerdings ist es notwendig, daß derjenige, der für den abwesenden Kranken Heilung erbittet, unbedingten Glauben an die Macht des Heilenden besitze — bekanntlich macht ja eben nur der Glaube allein selig.

Wer nun meinen wollte, daß nur geistig Beschränkte sich zu dieser kolossalen Höhe des Glaubens emporzuschwingen vermöchten, der befindet sich in gewaltigem Irrtum, vielmehr rekrutieren sich die Gläubigen von Beth-shan gerade aus den gesellschaftlich am höchsten stehenden Kreisen Englands, und hier ist es vornehmlich das weibliche Geschlecht, welches diesem religiösen Sport am meisten Geschmac abzugewinnen pflegt. Wir könnten mit Namen aus der höchsten Aristokratie aufwarten. Indes fehlt das genus masculinum dabei keineswegs,

ja selbst der Stand der Gelehrten ist nicht unvertreten, doch ist es selbstverständlich der Geistlichkeit vorbehalten, die festesten Säulen dieser Lehre zu liefern, von der man glauben sollte, daß sie ein Überbleibsel aus längst verschwundenen Zeiten sei. Daß diese Lehre auch sonst bereits eifrige Anhänger besitzt, erwies sich vor einiger Zeit bei einer großen Konferenz in Beth-shan, an welcher Gläubige aus Amerika, Asien und Australien, und aus sonstigen europäischen Ländern, aus der Schweiz und — man denke! — selbst aus Deutschland, teilnahmen. In den einige Wochen in Anspruch nehmenden Sitzungen wurde über die wunderbarsten „Heilungen“ Bericht erstattet, welche die besonders Begnadeten vollbracht hatten, und auch in den Versammlungen selbst wurden Heilungen vorgenommen, durch welche nach den Berichten der Gläubigen Kranke Genesung gefunden haben sollen, an denen die Kunst der Ärzte bis dahin zu schanden geworden war. Namentlich soll sich ein Geistlicher aus Boston hervorgethan haben, der sich eines enormen Quantum des heiligen Geistes rühmen durfte, und auch ein Pastor vom Rhein zeichnete sich als besonders begnadet aus.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf den weiteren Inhalt dieser Lehre hier noch eingehen, die entstehen und Verbreitung gewinnen zu sehen, dem Jahrhundert der Aufklärung vorbehalten gewesen ist. Das Angeführte wird eben schon genügen, um den Beweis zu liefern, daß die Gemeinde der „christlichen Wissenschaft“ alles thut, um — zu ihrer Entschuldigung wollen wir annehmen, daß es absichtslos geschieht — dem Senfemännchen möglichst viele Opfer zuzuführen. Denn man braucht durchaus kein Freigeist zu sein, um einzusehen, daß die Wirksamkeit dieses sogenannten heiligen Geistes denn doch eine sehr fragwürdige ist, und daß mancher Kranke, der beim Arzte noch Genesung hätte finden können, nun diesem entzogen und dem sicheren Tode überantwortet wird mit dem tröstlichen Vorwande, daß seine Seele für den Himmel gerade reif sei. So stehen die Thaten dieser Gemeinde der „christlichen Wissenschaft“ zu der eigentlichen Wissenschaft in einem direkten Gegensatz, der stark genug ist, um jeden, dem das Wohl der menschlichen Gesellschaft am Herzen liegt, zu veranlassen, die Sache näher ins Auge zu fassen. Denn wenn wir auch annehmen wollen, daß lediglich bemitleidenswerte Beschränktheit und irgeleiteter Fanatismus bei den Gläubigen dieser Gemeinde im Spiele sind, so scheint es uns doch erforderlich, daß namentlich die berufenen Kreise allem entgegen-treten, was geeignet ist, der Allgemeinheit zum Schaden zu gereichen, und von Schaden ist entschieden das Treiben jener Gemeinde, das man nicht mit Unrecht als Medizinalpulscherei der allerschlimmsten Sorte anzusehen hat, deren Verüber freilich weniger im Zucht- als im Irrenhause unterzubringen wären.

Dieser flüchtige Blick auf die seltsamen Pächter des heiligen Geistes wird schon genügt haben, um dem freundlichen Leser den Beweis zu geben, daß jene Gemeinde der „christlichen Wissenschaft“ durchaus nicht, wie ihre Anhänger vielleicht selbst glauben mögen, der Menschheit zum Heile gereicht, sondern daß sie eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeutet, die nicht bloß den spleenkranken anglikanischen Stamm bedroht, sondern auch für die Deutschen Beachtung verdient, da, wie angegeben, jener Wunderglaube in Deutschland gleichfalls Anhänger gefunden hat, die zu seiner Weiterverbreitung schon das Ihrige beitragen werden. Wenn wir nun auch glauben, daß der gesunde Sinn unseres Volkes gegenüber den Thorheiten der „christlichen Wissenschaft“ einen skeptischen Standpunkt bewahren wird, so haben wir doch nicht unterlassen mögen, darauf hinzuweisen, da wir der Überzeugung sind, daß vor Gefahren sich derjenige am besten zu schützen vermag, der sie genau kennt und weiß, woher sie kommen.

Frauenstudium.

von

Otto Neumann-Hofer.

Der Vorstand des „Allgemeinen deutschen Frauenverbandes“ in Leipzig hat an die Landtage aller deutschen Staaten das Gesuch gerichtet, zu gestatten, daß

1. den Frauen das Studium der Medizin an der Universität freigegeben werde, resp. daß sie zu den einschlägigen Prüfungen zugelassen werden; sowie

2. auch diejenigen Studien und Prüfungen, durch welche die Männer die Befähigung zum wissenschaftlichen Lehramt erhalten, den Frauen freigegeben werden.

Der „Deutsche Frauenverein Reform“, dessen Sitz in Weimar ist, hat gleichzeitig an den deutschen Reichstag eine Petition abgefaßt, welche nach einer sehr eingehenden und verständigen Begründung folgendermaßen lautet:

„Der Reichstag wolle im Interesse einer Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts und ebenso im Interesse der Gesundheit vieler Tausende von deutschen Frauen und Mädchen die geeigneten Schritte thun, um im Deutschen Reich die Zulassung des weiblichen Geschlechts zur Ausübung des ärztlichen Berufes, wie solche heute in den meisten Kulturstaaten bereits Thatsache geworden, herbeizuführen und deshalb das medizinische Studium auf deutschen Universitäten dem weiblichen Geschlecht zugänglich zu machen.“

Damit ist die Kugel wieder ins Rollen gekommen. Im Grunde bestreitet niemand, daß die wirtschaftliche Notlage der deutschen Frauen und Mädchen die Eröffnung neuer Erwerbszweige gebieterisch fordert. Auch giebt man zu, daß viele weibliche Patientinnen eine unüberwindliche Scheu tragen, sich in manchen Fällen einem männlichen Arzte anzuvertrauen und sich dadurch ein jahreslanges Siechtum zuziehen. Was man aber immer wieder und wieder bestreitet, ist, daß die Frauen die körperliche und geistige Fähigkeit hätten, höhere Studien mit Erfolg zu betreiben. Lassen wir einmal jeden prinzipiellen Standpunkt beiseite und betrachten wir ein paar Thatsachen, die für sich selbst sprechen mögen.

Die Streitfrage der „gelehrten Frauen“ ist nicht von heute und gestern; schon in der antiken Litteratur tritt sie auf, und Molière schrieb eine berühmte Komödie darüber; am Hofe der jungfräulichen Königin betrieben die Damen griechische und lateinische Studien, nicht minder die wundervollen Frauengestalten der italienischen Renaissance; Leibniz war der Beater eines halben Duzend sehr gelehrter Fürstinnen. Die „gelehrte Frau“ ist also nichts Neues; neu ist nur ihr korporatives, legales, wirtschaftliches Auftreten. Die gelehrte Bildung der Frauen war ehemals eine Zierde, ein Schmuck, fast eine Mode; heute will sie ein Beruf werden. Damals liebten sich die Frauen ihre Gelehrsamkeit von der Gesellschaft, von geistreichen und liebenswürdigen Männern bescheinigen, heute von staatlichen Examinatoren. Wie das Telephon, der Hypnotismus, der Realismus, so sind auch die weiblichen Doctores eine spezifische Signatur unserer Zeit. Wir in Deutschland haben nur Zahnärztinnen, von denen einige rite den Doktorgrad erworben haben; in Oesterreich lebt Fräulein Dr. phil. Susanna Rubinstein, eine geistvolle philosophische Schriftstellerin, ein etwas verkleinertes Nachbild der genialen Sophie Germain, die eine glänzende Denkerin und tüchtige Mathematikerin war; in der Schweiz, in Rußland, in England, in Frankreich, in Nord- und Südamerika, ich glaube auch in Italien und Scandinavien, giebt es eine stattliche Anzahl weiblicher Ärzte, die sich eines guten Rufes und vieler Beliebtheit erfreuen. Die Frage, ob Frauen überhaupt eine gelehrte Bildung empfangen können, scheint somit geschichtlich bereits entschieden zu sein. Zwar giebt es noch viele Theoretiker, die es bestreiten; in den siebziger Jahren, wo der Meinungskampf besonders lebhaft tobte, hatten sie sogar das Übergewicht. Damals waren die

Frauen in ihrer Verteidigung fast ganz allein auf sich angewiesen, und ihre wesentlich dem dunkeln Drange, dem unbestimmten Gefühl des Berufens ins entnommenen Argumente konnten vor dem kolossal gelehrten Rüstzeug der gegnerischen Professoren, vor den Ausführungen über Schädelbildung, Gehirnvindungen, Anpassung und Vererbung nicht stand halten. Wir aber, die wir keine Theoretiker zu sein brauchen, müssen den Beweis dafür, daß die Frauen gelehrte Bildung erlangen können, ganz einfach durch die Thatfachen als erbracht ansehen, gleichgültig, ob wir damit sympathisieren oder nicht. Das letzte Jahrzehnt hat die erdrückenden Beweise in allen Ländern der civilisierten Welt zu Bergen gehäuft.

Mit einem Einwurf müssen wir uns noch beschäftigen. Man sagt, wenn die Frauen hinlänglich begabt erscheinen, so viel Wissensstoff in sich aufzunehmen, um mit Ehren ein Doktor- oder ein Staatsexamen zu bestehen, so ist es doch mit ihren wissenschaftlichen Leistungen schwach bestellt. Ihre rezeptive Kraft mag genügen, ihre produktive Kraft ist gleich Null. Sie können die Wissenschaft vielleicht dem Gedächtnis einprägen, sie können sie aber nicht fördern und vermehren. Ein weiblicher Darwin ist undenkbar.

Vorausgesetzt, es verhielte sich so. Was bewiese das? Studiert man nur, um die Wissenschaft produktiv zu fördern? Wie groß ist der Prozentsatz der jungen Männer, die die Fähigkeit, ja nur die Absicht haben, durch ihr Studium zu wissenschaftlichen Leistungen zu gelangen? Schickt der Beamte seinen Sohn auf die Universität, damit dieser in seinem späteren Leben ein wichtiges Grundgesetz der Wissenschaft oder damit er eine einträgliche und geachtete Lebensstellung finde? Nenn Zehntel aller studierten Männer vermehren die Wissenschaft um keines Haares Breite, sondern verwerten sie — und verwerten sie in Ehren — als Richter, als Ärzte, als Lehrer. Sie machen einen Beruf aus ihr, sie ist ihnen die milchende Kuh, nicht die hohe, die himmlische Göttin. Kein Physiologe hat ihnen das Recht zum Studium abgesprochen, weil sie aus der Wissenschaft einen Beruf machen, d. h. weil sie ihr rezeptiv, nicht produktiv gegenüberstehen. Nun wohl, warum soll den Frauen nicht recht sein, was den Männern billig ist? Sind sie im stande, den wissenschaftlichen Stoff rezeptiv zu verarbeiten, ihn zur Grundlage eines Berufs zu machen, warum ihnen diese Möglichkeit verwehren, da die täglich schwieriger werdende soziale Notlage sie dazu zwingt, ihre wirtschaftliche Erwerbsfähigkeit in breiterer Entfaltung zu betheiligen?

Wir scheint, die Fragestellung: Können Frauen studieren? — ist nicht mehr zeitgemäß, sie ist veraltet. Angesichts des unausgesetzten Drängens der Frauen nach den gelehrten Berufen hin dürfte man eher die Frage aufwerfen: Müssen Frauen studieren? Natürlich wird man die Frage in dieser Allgemeinheit verneinen. Auch die Männer müssen nicht studieren. Aber man kann sich doch den Fall denken, daß, so wie die heutige Gesellschaftsverfassung den Söhnen gewisser Klassen gleichsam die Pflicht auferlegt, das Gymnasium durchzumachen, eine zukünftige Gesellschaftsgruppierung die gleiche Pflicht auch den Töchtern gewisser Schichten aufzwänge. Das Bedürfnis nach Bildung wächst mit der Zeit, wie das Bedürfnis nach Licht, nach Komfort, nach Elektrizität. Eine zukünftige Gymnasialbildung der Mädchen würde von der heute üblichen Töchterbildung entfernt ist, die in bürgerlichen Kreisen vor hundert Jahren üblich war. Alle Bildungsstufen, die allein der geistigen Kultur, nicht der geistigen oder wirtschaftlichen Produktion dienen, sind nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden. Wie viele Landedelleute z. B. bringen eine Reihe von Semestern auf Universitäten zu, nicht um sich auf einen gelehrten Beruf vorzubereiten, sondern aus Laune, vielleicht aus gesellschaftlicher Eitelkeit, vielleicht aus Freude an höherer intellektueller Ausbildung. Könnte man sich nicht einen gesellschaftlichen Zustand denken, in welchem eine gleiche höhere Ausbildung, allein einer männlichen Geisteskultur zuliebe, auch den Frauen offen steht? Gerade wenn man vom beruflichen Studium absieht, bekommt

man die Frage, ob Frauen zur gelehrten Bildung befähigt sind, rein in die Hand. Hierbei ist immer noch nicht von wissenschaftlicher Produktion die Rede, sondern von bloßer rezeptiver geistesbildender Thätigkeit. Kann die Frau eine höhere wissenschaftliche Ausbildung ertragen, ohne daß ihre spezifisch weiblichen Eigenschaften, auf denen ihr Menschenwert beruht, verloren gehen? Oder ist sie mit dem ersten Schritte auf diese Bahn der verwerflichen Blaustrümpferei verfallen?

Diese Frage ist noch keineswegs gelöst, und ich werde mich hüten, eine Lösung a priori zu versuchen. Auch hier gilt das Wort: Thatfachen beweisen. Ich werde weiter unten auf die beiden jüngsten Thatfachen dieser Art zurückkommen. Vorweg allerdings möchte ich an eine uralte Erscheinung erinnern: die intensive Beschäftigung mit der abstrakten Wissenschaft hat zu allen Zeiten viel echtes Menschentum zu Grunde gerichtet. Wir bedürfen dafür keine weiblichen Belege, das tausendjährige Zeugnis männlicher Pedanterie spricht beredt genug. Der Gelehrte, die über einer unfruchtbaren und nutzlosen Bücherweisheit ihre harmonisch gestimmte Menschlichkeit verloren, gab es immer eine große Zahl. Aus reich begabten, frischen, lebendig fühlenden Knaben wurden pergamentne, ausgetrocknete Mumien ohne Seele, ohne Geist, ohne Phantasie. Aus grünen vielversprechenden Keimen erwachsen dürre, saftlose, professorale Pflanzen, weil sie nicht von der Sonne des Lebens, nicht von der frischen Luft reiner Menschlichkeit, sondern von dem Licht der Studierlampe und der einschürenden Atmosphäre einseitig abstrakter Geistesthätigkeit emporgezogen wurden.

Daß diese Gefahr bei Frauen noch größer ist und zu noch widerlicheren Erscheinungen führen kann, muß man von vornherein zugeben. Aber, wie gesagt, der Versuch entscheidet allein. Wer weiß, ob nicht im Gemütsleben der Frauen Quellen sprudeln, die wir nicht kennen, und in denen sich der Geist stets von neuem verjüngen, naiv und kindlich werden kann! In der jüngsten Zeit haben sich die beiden merkwürdigsten weiblichen Doktorpromotionen zugetragen, von denen wir bisher gehört haben. Sie ereigneten sich beide im Juni dieses Jahres, die eine in Cambridge, die andere in Paris. In Cambridge trug eine schöne und hochgestellte Dame, Miß Philippa Jawcett, die Tochter des bekannten, kürzlich verstorbenen englischen Postministers, den höchsten akademischen Preis über alle ihre männlichen Konkurrenten in der mathematischen Klasse davon. Und wenige Tage darauf bestand eine rumänische Dame, Fräulein Sarmisa Bilcescu, an der Faculté de Droit zu Paris ihr juristisches Doktorexamen. Fräulein Bilcescu ist zwar nicht die erste Rechtskandidatin; denn Mademoiselle Popelin in Brüssel machte kürzlich ebenfalls ihre juristischen Examina; aber sie ist meines Wissens die erste Rechtsdoktoresin der neueren Zeit.

Fräulein Jawcett wird ihre mathematische Würde in keinem Amt verwerten, ebensowenig Fräulein Bilcescu ihre juristische. Zwar hoffte die Rumänin, daß die Galanterie ihrer halbasiatischen Landsleute, die bekanntlich der unsrigen bei weitem überlegen ist, ihr eine Advokatur in Bukarest bewilligen würde; doch verbietet es das rumänische Gesetz, wie das belgische Gesetz dem revoltierenden Fräulein Popelin die Praxis verbot. Zu Bologna lehrte im Mittelalter ein junges Mädchen die Rechte an der Seite ihres Vaters. Shakespeares Portia ist ein literarischer Nachklang dieses historischen Faktums. Sie war bezaubernd schön; aber ihre Gelehrsamkeit und der Reiz ihres Vortrages waren so groß, daß die Studenten darüber sogar ihre Schönheit vergaßen. Fräulein Bilcescu schreitet auf den Spuren dieses berühmten Mädchens. Auch sie ist verführerisch und sehr gelehrt; aber sie wird keine Studenten beunruhigen, nicht einmal Richter, wie die erste Advokatin in eigener Sache, von der uns die Geschichte meldet, die berühmte Lais zu Korinth. Sie kannte das Gesetz ihres Heimatlandes, das ihr eine juristische Praxis verwehrt, dennoch wollte sie infolge eines Ehrgeizes einen einzigen Schmuck zur Schau stellen: ein Doktordiplom der Rechte. Sie hatte eine sehr glückliche These gewählt: „Die rechtliche Stellung der Mutter im römischen und

im französischen Recht," und sie verteidigte die These mit vieler Würde, Gelehrsamkeit und Scharfsinn.

Man kann darüber streiten, ob, wenn eine Frau sich aus Liebhaberei einem Studium widmet, gerade die Mathematik und die Jurisprudenz die geeigneten Gebiete sind. Indessen haben wir an den Beispielen der englischen und der rumänischen Dame gelernt, daß selbst die abstraktesten Gebiete von den Frauen mit Erfolg betreten werden können. Man kennt junge Mädchen, die eine sehr gute Suppe zu machen verstehen und dennoch ihre Fähigkeiten zu Verrichtungen höherer Art als Näharbeiten verwenden können. Vielleicht entdeckt man eines Tages, daß die wachsende Zahl gebildeter Damen und selbst weiblicher Doktoren die hingebenden Gattinnen und aufmerksamen Mütter nicht vermindert.

Weibliche Bedanten und Zwitterträger, die bei jedem Wort ihren braven Gatten korrigieren, sind gewiß keine angenehme Erscheinung. Eine Frau, die an Stelle des Herzens einen Kodex oder ein Lehrbuch im Busen trägt, die an Stelle des reizenden Geplauders Gesetzesparagrafen oder mathematische Formeln von sich giebt, ist ohne Zweifel keine ideale Lebensgefährtin. Aber das ist mehr oder weniger Karikatur, Possenrequisit. Warum sollte ein bißchen Wissen gerade der Frau notwendig ihren Reiz nehmen? Ebenso gut könnte man von uns behaupten, es sei unmöglich, daß wir gelehrte Leute und gute Kameraden zugleich sind. Gewiß, es kommt vor, daß ein gelehrtes Haus ein unausstehlicher Bedant ist und daß ein gelehrtes Frauenzimmer ein abscheulicher Blaustrumpf ist; aber wenn man verallgemeinert, wird man ungerecht, bei Männern wie bei Frauen.

Im übrigen mögen sich diejenigen Männer beruhigen, welchen ein bißchen Klugheit beim Weibe fatal ist. Es werden immer genug Frauen übrig bleiben, die viel mehr Wert darauf legen zu gefallen als zu wissen.

Fräulein Bilcescu hat in der Wahl ihres Themas einen guten Geschmack verraten, was man von den männlichen Doktoranden nicht immer behaupten kann. Sie hätte ebenso gut irgend eine brennende, sensationelle oder dunkle Frage der Rechtswissenschaft behandeln können und dabei bewiesen, daß nicht nur die Männer allein im Stande sind, weise zu salbadern. Wie nahe hätte ihr die famose Frage der Frauenrechte und der Emanzipation gelegen! Aber sie wählte ganz einfach die rechtliche Lage der Mutter zum Gegenstande ihrer Dissertation und hat damit zugleich ihr Doktorat vor schlechten Wigen bewahrt und gezeigt, unter welchen Umständen die höhere Geistes-thätigkeit der Frau unsere Sympathie gewinnt.

Dazu ist vor allem eines nötig: daß sich die Frauen innerhalb ihrer eigenen Domäne halten. Möglich, daß diese Domäne sich mit der Zeit erweitert; heute ist sie noch ziemlich enge. Eine Frau, die für ihr Geschlecht den Militärdienst beansprucht, weil eine Jungfrau von Orleans die Engländer und eine Johanna Prohaska die Franzosen geschlagen hat, oder eine Frau, die die Wählbarkeit und das Wahlrecht reklamiert, macht sich lächerlich, wie neulich z. B. die Frauen von Edgerton in Nordamerika sich lächerlich gemacht haben. Aber eine Frau, die aus guten und ernsthaften Gründen die Verbesserung der gesellschaftlichen Lage der Mutter und Gattin verlangt; eine Frau, die ihr Wissen, ihre Geduld, ihre Nachsicht in den Dienst der Erziehung stellt, sind treffliche und hochachtungswürdige Erscheinungen.

Wir werden für eine Ärztin, die Beine und Arme amputiert und allerlei Krankheiten behandelt, wenig Sympathie empfinden; aber wir werden sie verehren und segnen, wenn sie ihr medizinisches Wissen, ihre milde und leichte Hand, ihre feine und stille Beobachtung in den Dienst des weiblichen Geschlechts und der Kinder stellt und deren mannigfache Leiden zu lindern versteht.

Ich fasse meine Betrachtung der thatächlichen Verhältnisse in folgendem Satz zusammen: Man gestatte den Frauen mit genügender Vorbildung das medizinische Studium; man lasse sie zu den staatlichen Prüfungen zu und gewähre ihnen

die Ausübung der ärztlichen Praxis; man beschränke sie in ihrem Wirken jedoch auf Frauen- und Kinderkrankheiten. So erfüllt man ein Gebot der Zeit und der Gerechtigkeit, ohne die Grenzen einer maßvollen Neuerung zu überschreiten. Die Probe ist in allen Ländern rings um uns her gemacht und man hat sich noch nirgends ernsthaft beklagt. Vielleicht wird mancher Gegner stutzig, wenn er erfährt, welches die beiden einzigen Länder Europas sind, in denen das medizinische Frauenstudium unterjagt ist. Diese beiden Länder sind Deutschland und — die Türkei.

Dagoberts Traum.

Eine Skizze

von

Anna Bock.

Ich habe keine Illusionen mehr! Mit allem, was man darunter versteht, habe ich abgeschlossen! Einst hatte ich welche! Ich habe geliebt — ich habe geglaubt — ich habe geträumt — ich habe gehofft! — Aber der Strudel des Lebens riß mich mit sich fort. Ich lebte rasch, zu rasch vielleicht — und fast bevor ich mir dessen noch bewußt war, hatte ich einen förmlichen Ekel vor diesem schalen Ding, das man Leben nennt! — Hinter allem fand ich nichts! Und ich sehnte mich nur nach einem; ich strebte nur nach einem: nach Klarheit — nach Wahrheit! Was nützt mir Liebe, Glaube, Hoffnung, Sehnsucht? Sprach ich zu mir selber. Entkleide sie des dünnen, rosenfarbenen Gewands der Illusion, und dann siehe, wieviel Dir davon noch übrig bleibt! Und ich bat — ich flehte: „Nimm mir alles — alles,“ sprach ich zu Gott. „Jede Illusion, die den anderen Menschen das Leben wert macht — und laß mich dafür die Wahrheit sehen — die nackte Wahrheit!“ — So flehte ich; und im Traume erschien mir eine schöne, gütige Fee, welche mich vor meinem allzuvermessenen Wunsche warnte. —

„Das Leben,“ sprach sie, „ist so beschaffen, daß es Dir nach und nach von selbst, ohne daß Du darum zu bitten brauchst, jede Illusion benimmt. Aber langsam und allmählich soll das geschehen, damit sich Dein menschliches Auge mit der Zeit an die erschreckend gewaltige, nackte Gestalt der Wahrheit gewöhnt.“

„Aber warum?“ fragte ich ungeduldig, „ist sie denn so abschreckend häßlich, die Wahrheit?“

„Keineswegs,“ entgegnete die Fee. „Jedoch ist das menschliche Auge zu schwach, um die sengenden Strahlen, die von ihrer Gestalt ausgehen, ertragen zu können — das menschliche Herz zu weich, um über ihren trostlosen und doch so ergreifenden Anblick nicht zu brechen. Behalte Du die rosenfarbenen Schleier der Illusionen vor den Augen, welche Deinen Jahren angemessen sind, und strecke die Hand nicht aus nach zu Hohem, nach etwas, das nur auf einem fürchterlichen Wege zu erreichen ist.“

„Auf einem fürchterlichen Wege?“ rief ich aus. „O zeige ihn mir. Ich habe keine Furcht.“

„Du wirst sie bekommen, wenn es zu spät ist —“

„Nie, niemals!“

„Du wirst es bereuen, wenn es zu spät —“

„Nie, nie!“ rief ich begeistert. „Nichts werde ich fürchten — nichts bereuen; nur fort mit jedem frommen Selbstbetrug — Wahrheit laß mich schauen!“

„Du bist entschlossen?“ fragte die Fee nochmals.

„Entschlossen, fest entschlossen,“ rief ich aus.

„So komm!“ sagte sie, faßte mich an der Hand und führte mich in einen hellerleuchteten Ballsaal. — Eine Menge Gestalten standen hier herum, sämtlich in duftige, rosenfarbene Gewänder gehüllt. Am entgegengesetzten Ende des Saales stand eine mächtige, riesengroße Gestalt, deren Formen und Züge undurchdringlich verhüllt waren, auf einem Throne. Zu dieser ging die Fee und sagte: „Hier bringe ich Dir einen Jüngling, welcher Dich durchaus sehen und kennen lernen will.“

„Ein Jüngling?“ antwortete die Gestalt mit dumpfer Stimme. „Zu früh — zu früh! Was will der schon von mir? Ist er denn schon mit allem anderen fertig?“

„Noch nicht,“ entgegnete die Fee. „Aber er ist fest entschlossen, alles andere von sich zu werfen, nur um Dich schauen zu dürfen.“

„So laß ihn den Rundtanz machen,“ antwortete die nämliche dumpfe Stimme.

Als bald erscholl eine unterirdische Musik, und die Fee trat noch einmal zu mir heran.

„Mit jeder von diesen,“ sagte sie, indem sie auf die rosenfarbenen Gestalten wies, „mußt Du einen Rundtanz machen. Ist eine von ihnen im stände Dich noch zu fesseln, so bist Du noch nicht reif für die Wahrheit und mußt zu diesen zurück.“

„Aber ich darf sie doch ihrer rosenfarbenen Gewänder entkleiden?“ fragte ich.

„Das darfst Du,“ entgegnete sie. „Nur eins merke Dir. Selbst dann erscheinen sie noch schöner dem menschlichen Auge, noch begehrtlicher dem menschlichen Sinn und Herzen als die Gestalt der Wahrheit! Indessen, Dein Wunsch ist erfüllt, Du darfst es versuchen. Noch eins aber muß ich Dir sagen: Wenn Du mit den rosenfarbenen Gestalten fertig bist, mußt Du auch mit denen dort hinten noch tanzen.“

Dabei deutete sie auf mehrere schwarzgekleidete Gestalten, die hinter den rosenfarbenen standen, nickte mir zu — und verschwand.

Ich aber wurde mir bewußt, daß ich in keinem Traume mehr befangen war, sondern daß die Wirklichkeit mich umfing. Bei den Klängen der unterirdischen Musik trat ich auf die erste der rosigen Gestalten zu. Lieblich war sie — ernst und schön!

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Ich bin die Freundschaft,“ antwortete sie. „Komm, tanze mit mir!“

Und im sanftwiegenden Tanze schwebte sie in meinem Arme dahin. Sie schmiegte sich fest an meine Brust. Sie sah mir mit ihren schönen, ernstesten Augen zärtlich ins Gesicht. Fast berückte sie mich. — — — Aber mit fecker Hand griff ich nach der rosenfarbenen Wolke, welche sie umschwebte, und riß dieselbe herab. — — — O, wie anders war sie jetzt! Der sanfte Ernst ihrer Augen schien mir erheuchelt — eitel Selbstsucht leuchtete aus ihren Blicken! Die unter der rosa Wolke so berückende Gestalt war ohne den Zauber derselben dürr, reizlos, hager; und als ob zugleich mit der rosa Hülle, die

ich von ihrem Körper gerissen, eine Binde von meinen Augen gefallen wäre — sah ich jetzt, daß ihre Schönheit, ihre Anmut, ihr Reiz — nichts gewesen war als ein Wahn von mir. Höhnisch lachte ich auf — unsanft ließ ich sie aus meinem Arme. „Ich wußte es ja,“ sagte ich, „daß Du nur ein frommer Betrug seiest!“

„Das liegt an Deinem Herzen, an Deinen kalten Blicken,“ sagte sie. „Du hast mich zu dem gemacht, was ich nun bin!“ Und weinend schlich sie von dannen. — — — Ich wandte mich zu der nächsten.

„Wer bist Du?“

„Ich bin der Glaube,“ sagte sie. Und ich umfaßte sie und schwebte mit ihr dahin.

„Halte mich gut fest,“ flüsterte sie freundlich. „Mach es mit mir nicht wie mit der Freundschaft! Es könnte Dir leid thun!“

Wah! — — — Ich entriß ihr die rosige Wolke. —

— — — Und wiederum ging in demselben Moment eine Veränderung in meiner Seele vor. Das freudige Vertrauen, mit dem ich sie in meinen Arm genommen, schwand urplötzlich; und von neuem fühlte ich es deutlich, daß die Veränderung, welche ich in ihren Zügen, an ihrer Gestalt wahrnahm, nicht allein an ihr sich vollzog, sondern auch in mir — in meinem Innern. — Es war mir, als fühlte ich einen Schauer, wie man ihn beim plötzlichen Erwachen aus einem schönen Traume wohl empfindet — es war mir, als könne das gar nicht mehr dieselbe süße Gestalt sein, die ich soeben noch in meine Arme gedrückt, — und in Flammenbuchstaben stand plötzlich das Wort „Zweifel“ vor meiner Seele — vor meinem Auge.

So also sah der Glaube aus, wenn man ihm das bißchen Rosentünche wegnahm!! „Haha,“ lachte ich auf. „Hinweg mit Dir!“

Und auch sie entfloß weinend.

Ich ging zu einer anderen.

Sie war bezaubernd! Wie aus Duft und Mondschein zusammengesetzt. Zart — anmutig — entzückend!

„Wer bist Du, holdes Wesen?“

„Ein Jugendtraum,“ antwortete sie leise, mit einer unbeschreiblich süßen Stimme. „Ich gehöre zu Dir!“

Und fest schmiegete sie sich an mich. Es waren wonnige Minuten, während der ich sie in meinem Arme hielt. — Aber wiederum überkam mich der Drang nach Wahrheit. Ich entriß ihr plötzlich den sie umschwebenden Rosenschleier — und unter meinen Händen zerfloß sie in nichts! — Nichts blieb von ihr übrig — nichts!! Nur ein leises Schluchzen hörte ich — das schien mir aber aus meiner eigenen Kehle zu kommen!

Drei bezaubernde Wesen umgaben mich nun! Ich wandte mich zu dem ersten.

„Wer bist Du?“

„Ich bin die Hoffnung!“

„Und die beiden anderen?“

„Meine Schwestern; sie führen den gleichen Namen.“

„So kommt!“ Und ich tanzte mit allen dreien.

„Schöne uns,“ baten sie, und sahen mich mit berauschend süßen Blicken an, die sich sonnig in mein Herz hinein zu stecken schienen. — Aber ich war schon zu weit gegangen. „Wahr-

heit — Wahrheit!" schrie es in mir — und mit frecher Hand griff ich nach ihren Gewändern.

„Wenn Ihre Hoffnungen seid,“ rief ich zugleich, „so müßt Ihr Euch auch verwirklichen! Wozu wäret Ihr sonst da? — Süß seid Ihr — himmlisch schön mit Euren Rosenfleiern; aber wollt Ihr mich festhalten in Euren Banden, so müßt Ihr auch ohne die Gewänder die gleichen bleiben. Fort mit den Wolken!“

Alle drei schrieten jammernd auf! — — —

Und ich? — Im ersten Moment des Entsetzens drückte ich beide Hände vor die Augen — ich glaubte geißt zu werden! Wie? Diese dünnen Gerippe, durch deren allzudurchsichtige, gelbliche Haut man die blanken Knochen hindurchschimmern sah — das waren die süßen Hoffnungen, mit denen ich im frohen Tanze mich gewiegt?! — Bah! — Und als ich sie noch näher betrachtete, da sah ich, daß die eine einen Höcker, — die andere einen schielenden Blick, — die dritte einen Klumpfuß hatte! — Wie verzweifelt — halb ungläubig noch lief ich von der einen zur anderen. Es konnte ja nicht sein — konnte nicht sein! Eine wenigstens — eine einzige mußte das halten, was sie mir versprochen! Aber nein — ich sah es wohl; es waren die gleichen und doch — o so andere!! „Enttäuschung — Enttäuschung — Enttäuschung!“ rief ich wild aus und lachte noch höhnischer als zuvor. „Und mit Euch sollte man sich durch das Leben schleppen?! — Fort!“ — Und sie schlichen von dannen — matt und gebrochen. — — —

(Schluß folgt.)

Ursprung und Entwicklungsformen des Eigentums.

Von
Prof. Dr. Ludwig Stein (Zürich).*

Die wirtschaftliche Grundlage unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, das Eigentum, ist ebenso sehr Produkt eines langwierigen Entwicklungsprozesses wie die sittliche Grundlage der heutigen Familie, die Ehe. Vor mehr als hundert Jahren noch konnte der immer geistreiche Rousseau über die Entstehung des individuellen Eigentums den naiven Satz aufstellen: Das Eigentum entstand, als der erste Mensch erklärte, dieses Feld ist mein, und er Menschen fand, die Narren genug waren, ihm das zu glauben. Rousseau erschien also der Eigentumsbeginn noch als ein zufälliger Akt individueller Willkür. Die gegenwärtige Forschung über das Ureigentum zeigt uns aber, daß wir es hier mit einem notwendigen Entwicklungsprozeß des sozialen Gewebes zu tun haben.

So ungeheuerlich und unfaßbar uns Heutlebenden auch der Gedanke erscheinen dürfte, so ist er darum nicht weniger wahr, daß die Urmenschen gar kein Eigentum, auch keinen kommunikativen Besitz, gekannt haben. Und doch würden soziale Schwärmer sehr übereilt handeln, wenn sie jenen Urzustand, da es noch kein Eigentum und infolgedessen auch keinen Diebstahl gab, mit dem Phantasten Rousseau als den glücklichen, wiederherzustellenden Naturzustand, als das von Doid besungene goldene Zeitalter der Menschheit preisen wollten. Nur eine kümmerliche Alltagslogik wird finden, daß die Urmenschen, die auf Bäumen gelebt und sich von Wurzeln, Nüssen und anderen Baumfrüchten nähren mußten, die ferner jeden Augenblick auf ihrer Hut sein mußten, damit sie von keinem noch wilderen Tier angefallen wurden, ein neidenswertes Dasein geführt

* S. auch: „Der Sozialismus als Problem der Philosophie“ in Nr. 45 und „Zur Urgeschichte der Familie“ in Nr. 46 dieses Blattes.

haben, weil sie keine Bedürfnisse hatten. O nein, im Vergleich mit jenem Affendasein ist heute die letzte Hundehütte ein fürstlicher Komfort zu nennen! Bevor die Menschen den Gebrauch des Feuers erfunden hatten, war ihr Dasein nicht weniger leidensvoll als das aller übrigen Tiere. Sie hatten allerdings keine Bedürfnisse, aber auch keine Freuden, die eben nichts weiter sind als Befriedigung von Bedürfnissen. Das Bedürfnis ist der Springquell aller Kultur; denn ohne Bedürfnis keine Erfindung, ohne Erfindung keine Kultur, ohne Kultur kein menschenwürdiges, lebenswertes Dasein. Darum sollten wir uns nicht darüber grämen, daß heute in den Massen Bedürfnisse geweckt werden, die der gegenwärtige Gesellschafts- und Naturzustand unmöglich befriedigen kann. Momentan freilich bewirkt diese Anhäufung von Bedürfnissen eine Krise, weil die Natur beim heftigen Bewirtschaftungssystem noch nicht so viel hervorzubringen vermag, alle Bedürfnisse zu befriedigen. Aber wir glauben dennoch, die Natur ist das wahre Tischlein-deck-dich. Wer die Zauberformel weiß, kann alles aus dem Boden heraus schlagen, und dieses Zauberwort heißt Erfindung. Mit der Steigerung der Bedürfnisse geht die Anhäufung von Erfindungen als naturgemäßer Folgezustand Hand in Hand. Wir brauchen darum wegen des Wachstums der Bedürfnisse in den sogenannten unteren Volksschichten nicht sorgenvoll der Zukunft entgegenzusehen; denn diese steigen nur in arithmetischer Progression, während die Erfindungen, sofern sie immer weiteren und höheren Kombinationen zur Unterlage dienen, in geometrischer Progression anwachsen.

Wenn also der Naturmensch keine Bedürfnisse kannte, dann machte er auch keine Erfindungen; die Erfindungen aber sind der Hauptquell des Eigentums. Jetzt wird es uns nicht mehr wunder nehmen, daß der Urmench den Begriff des Eigentums gar nicht gekannt zu haben scheint. Unter Eigentum, ganz besonders unter erblichem Eigentum, verstehen wir ja ein Auffahren von Gütern für die Zukunft, — ein solches Auffahren ging beim Urmenchen, der im tropischen Klima wohnte, nicht wohl an und war zudem überflüssig. Unmöglich war es, weil der Urmench keine Hütte, also keinen Ort zum Bergen von Gütern besaß, aber auch unnütz, da die Natur in tropischer Zone, unter welcher allein der Urmench vor der Erfindung des Gebrauchs von Feuer gelebt haben kann, die Nahrungsmittel an Wurzeln, Kräutern, Nüssen und sonstigen Baumfrüchten so überreichlich spendete — wie uns Luft und Wasser — daß üppigster Überfluß herrschte. Dieser Überfluß war geradezu der Hemmschuh seiner Entwicklung. Der Mensch ist eben, wie alles in der Natur, dem Gesetz der Trägheit unterworfen. Wenn die Not, d. h. das Bedürfnis, ihn nicht zum Fortschritt aufstachelte, verhartet er in seinem jeweiligen Zustande. Und da der Urmench wegen der Günst des Klimas eine Nahrungsnot nicht kannte, mag er vielleicht ungezählte Jahrtausende in diesem primitiven Wildheitszustande zugebracht haben.

Mit dem Gebrauch des Feuers, der den Menschen vermehrt und leicht zu bewerkstellenden Fischfangs eine gewisse örtliche Unabhängigkeit verlieh, stehen wir an der Schwelle des Eigentumsbegriffs. Jetzt konnten und mußten sogar Wintervorräte aufgespart werden. Eine schärfere Ausbildung des Eigentumsbegriffs, etwa bis zum Fortgang von Rechtsinstitutionen oder gar zum Entstehen eines Erbrechts, dürfte auf dieser niedrigen Stufe der Wildheit wohl kaum stattgefunden haben, wie denn überhaupt dieser aufkeimende Eigentumsbegriff zunächst als ein höchst lockerer gedacht werden muß.

Eines ist jedoch sicher gestellt, da es von allen Sachforschern mit einer Einstimmigkeit behauptet wird, die um so überzeugungskräftiger ist, je seltener eine solche gerade auf diesem Gebiete zu erzielen ist, daß nämlich die Urform des Eigentums eine kommunikativ gewesene und während der unmeßbar langen Periode bis tief in die Barbarei hinein wohl auch geblieben ist. Das Privateigentum hingegen scheint eine so späte Erfindung zu sein, daß wir die Spuren desselben mit Sicherheit erst gegen den Ausgang der Barbarei d. h. an der Pforte der Zivilisation nachzuweisen vermögen. Die Spuren des vor-

geschichtlichen Kommunismus lassen sich fast überall nachweisen, zumal einzelne Ausläufer desselben bis in unsere Gegenwart, ja selbst bis ins Herz der civilisierten Welt hinabreichen. Denken wir an den griechischen Tribus oder an den ager publicus der Römer und Standinavier, weisen wir hin auf die gemeinsamen Wälder der Germanen, auf die Einrichtung des Jubeljahrs bei den Hebräern, so können wir uns all dies nur als letzte Überbleibsel eines ehemaligen Kommunismus erklären. Und wenn ein Virgil, Tibull oder Ovid das entscheidende goldene Zeitalter als ein solches preisen, da es noch kein Privateigentum gab, so ist dies wohl mehr als dichterische Fiktion. Es ist wohl der Niederschlag einer im Volksbewußtsein sich fortspinnenden Tradition eines primitiven Kommunismus. In Indien, Mexiko und Peru sind in einzelnen Gesellschaftseinrichtungen und Rechtsinstitutionen heute noch die Nachwirkungen des ehemaligen Kommunismus verspürbar. Ja, in einer Anzahl noch heute lebender wilder Völkerschaften ist einerseits der Eigentumsbegriff nur höchst mangelhaft entwickelt, wie Lichtenstein von den Buschmännern erzählt, daß der Schwächere dem Stärkeren ohne weiteres seine Waffen, sein Weib, ja sogar seine Kinder abtritt, ohne das Gefühl der Eigentumsverletzung zu haben, andererseits ist ein voller Kommunismus mit Ausschluß der Hütten und Werkzeuge bei einigen Stämmen noch in Geltung, wie beispielsweise bei den Comanthen und brasilianischen Indianern. Doch brauchen wir zum Erweise des primitiven Kommunismus gar nicht auf wilde Völkerschaften zurückzugreifen, da uns einige Stümpfchen desselben in unserer eigenen Kultur entgegentreten: Die germanische Mark in Deutschland und den Niederlanden, das Gemeinland in Belgien und Frankreich, die Allmand in der Schweiz, der eine ähnliche Institution in der „Allmaenegar“ in Finnland und Scandinavien entspricht. Den schlagendsten Beweis des primitiven Kommunismus aber liefert die Dorfgemeinschaft, der sogenannte „Mir“ in Rußland, dem klassischen Lande der „Knutokratie“, wie Eugen Dühring es benannt hat. Hier handelt es sich nicht mehr um eine ausgestorbene Institution, von welcher nur noch ein letztes Stümpfchen als Abzeichen einstigen Daseins übrig wäre, sondern um eine in der Gegenwart immer noch fortwirkende, lebenskräftige, soziale Einrichtung, auf welche ein Teil der vorgeschrittenen Sozialisten in Rußland ihre Hoffnungen in der Meinung setzt, es werde gelingen, auf diesen alten, knorrigen Baumstumpf des primitiven Kommunismus das junge Reis des modernen aufzusprießen.

Wie dem aber auch sein mag, so steht die Thatsache unerschütterlich fest, daß wir das Kollektiveigentum als Urform des Besitzes anzusehen haben. Nun erhebt sich die für uns so eminent wichtige, den springenden Punkt dieser Auseinandersetzungen ausmachende Frage: Wie haben wir uns die Evolution des Privateigentums aus dem ursprünglichen Zustande des Gemeinschaftsbesitzes zu denken? Welche waren die treibenden sozialen Motive, die alle Völker der Erde mit steigender Kultur dem ursprünglichen Kommunismus abwendig gemacht und einem immer schärfer sich zuspitzenden Individualbesitz entgegengeführt haben? Woher kommt es endlich, daß ähnlich wie wir die Monogamie als ständige Begleiterscheinung der Kultur haben beobachten können, auch der Individualbesitz sich desto typischer ausbildet, je höher ein Volk civilisatorisch steigt? Da aber das individuelle Eigentum sich bei allen Kulturvölkern ausnahmslos aus dem ursprünglich kollektiven herausgestaltet hat, so kann dies kein Zufall mehr sein, sondern es ist unstreitig ein naturnotwendiger Prozeß, das Gesetz nämlich einer kontinuierlichen Desintegration des Eigentums, welches jener auffälligen Erscheinung zu Grunde liegt.

Versuchen wir nun, diesen Prozeß in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen. Die ursprüngliche geschlechtsgenossenschaftliche Gütergemeinschaft kennt, wie Post gezeigt hat, gar kein individuelles Rechtssubjekt. Wenn Rechtsverbindlichkeiten zwischen verschiedenen Clans entstehen, so haftet nicht das einzelne Individuum innerhalb des Clans, sondern der gesamte Clan als solcher, der allenfalls durch den Häuptling desselben in juridischem

Sinne vertreten wird. Und doch ließ sich auf die Dauer selbst in dieser Primitivgemeinschaft der Kollektivismus nicht streng durchführen. Die Gerätschaften zur Nahrungsgewinnung z. B., wie Fischneze, Bogen und Pfeil u. s. w., mußten doch offenbar der Körperbeschaffenheit der einzelnen Individuen vielfach angepaßt sein. Netzen brauchen doch wohl andere Werkzeuge als Pygmäen. Und so dürfte die physiologische Ungleichheit der Menschen die erste Differenzierung d. h. Individualisierung des Eigentums zunächst an Gerätschaften herbeigeführt haben. Das Mobiliarvermögen war also unfraglich Anstoß und Beginn der Bildung von Privateigentum. Mit der Domestikation der Tiere, durch welche der Ubergang von den Jägervölkern zu den Hirtenvölkern sich vollzog, ganz besonders mit der Domestikation des Schafes — worauf v. Baer hingewiesen hat — tritt in den Eigentumsverhältnissen eine förmliche Revolution ein. Während bis dahin Eigentum Sinn und Bedeutung nur hatte für den täglichen Nahrungsbedarf, beginnt bei den Hirtenvölkern durch die Züchtung von Herden der Prozeß der Kapitalbildung. Zudem durch die Domestikation die Natur an Fleisch und Milch eine größere Fülle von Nahrungsmitteln bot, als man vernünftigerweise augenblicklich verzehren konnte, bildet sich der Gedanke einer Aufspeicherung von Gütern für die Zukunft aus, und damit stehen wir an der Wiege des Reichthums, der wieder seinerseits die Institution des Erbrechts aus sich heraus erzeugt hat. Die Zeichnung der Haustiere war der erste große Schritt zur Kapitalbildung. Das ergibt sich aus einer Fülle von Beobachtungen, die Komssen zuerst folgendermaßen glücklich formuliert hat: Das Eigentum hat sich nicht an den Liegenheiten, sondern zunächst an Sklaven- und Viehstand (familia pecuniaria) entwickelt. So heißt die älteste römische Form des Eigentumsvertrags mancipatio, Handergreifung, und das paßt offenbar nur auf beweglichen Besitz (Vieh). Die älteste römische Bezeichnung des Vermögens als „Viehstand“ ist ein fernerer unüberleglicher Beweis dafür. Bei Homer wird der Begriff des Wertes durch die Zahl der Viehhäupter ausgedrückt. Die Ableitung des lateinischen pecunia (Geld) von pecus (Vieh) ist allbekannt. Interessant ist die Bemerkung Lavelayes, daß auch im Isländischen und Norwegischen daselbe Wort für Vermögen und Vieh gebräuchlich war (nämlich fá und fe). Auf primitiven Stufen kennt man eben noch keine Metallmünze; der Tauschverkehr vollzieht sich vielmehr meist durch Viehzahlung.

Nicht zu lange nach der Viehzucht dürfte die Sklaverei entstanden sein. Sobald die Menschen in den Herden eine große Reichthumsquelle entdeckt hatten, waren immer Menschen zur Beaufsichtigung der Herden nötig. Jetzt beginnen die Raubzüge der stärkeren Clans oder Stämme, die anfänglich wohl kein anderes Ziel hatten, als Gefangene zu erbeuten, die man zu Hause als Pferdehüter sehr gut verwenden konnte. Die Sklavenjagden waren seither und sind unter gewissen Völkerschaften heute noch eine weitere Quelle des Wohlstandes.

Mit dem Wachstum der Herden steigert sich naturgemäß das Interesse für Bodenbesitz. Gutes Weideland, fettes Weiden werden jetzt viel unvorbenene Besitztümer, weil sie die unentbehrliche Unterlage für das Gedeihen der Viehherden bilden. Es beginnen die großen Nomadenzüge der Gentes oder Clans, die im wesentlichen darauf abzielten, möglichst feste Tristen für den Viehbestand ausfindig zu machen. Schon dabei dürfte es kleine Scharmügel abgesetzt haben, wie uns das Beispiel Abrahams und seines Neffen Loth zeigt, deren Herdenhüter wegen des Weidelandes in Streit gerieten, so daß der Patriarch sich von seinem Neffen mit dem recht primitiven geographischen Hinweis trennte: „Gehst Du zur Linken, so werde ich mich rechts halten; gehst Du zur Rechten, so halte ich mich links.“ Die in der Genesis geschilderten agrarischen Zustände sind überhaupt eine höchst beachtenswerte Quelle der Belehrung über vorgeschichtliche Kulturverhältnisse. Und mögen diese Schilderungen nichts weiter sein als der Niederschlag einer im Volksbewußtsein lebendigen Tradition über geschichtlich weit zurückliegende Kulturzustände, so sind sie doch als Spiegelungen einer so uralten Tradition höchst bemerkenswerte Zeugnisse. Wenn

also der Verfasser der Genesis Abraham zu Loth sagen läßt: „Sieh, das ganze Land liegt vor Dir ausgebreitet; trenne Dich von mir;“ und wenn Loth an das wasserreiche Ufer des Jordan gelangt und der Erzähler die Wendung gebraucht: „Und Loth wählte sich den ganzen Umkreis des Jordan,“ so mußten dem Verfasser offenbar Zustände vorschweben, da noch kein fester Landbesitz vorhanden war, da man sich damals die besten Weiden als herrenloses Gut aneignen konnte.

Lange freilich konnte dieser glückliche Zustand der Landokkupation durch bloße Seßhaftmachung nicht andauern. Denn Menschen und Viehbestand vermehrten sich durch rationellere Fortpflanzung in ganz gewaltigem Umfang und in rapider Weise, während der Bodenbestand der gleiche blieb. Kollisionen waren unvermeidlich. Und so entstehen jene Raubzüge, die nicht mehr wie früher auf bloße Menschenbeute behufs Gewinnung von reichtumzeugendem Sklavenmaterial ausgehen, sondern auf die Verdrängung seßhafter Gentes oder Clans von ihren fetten Tristen abzielen. Es beginnt mit einem Worte der „Kampfung um die Erde,“ auf welche es im Urzustande keinen anderen Besitztitel als das Faustrecht giebt. Der kriegerische Typus der Menschen bildet sich aus. Das einzige Recht, welches der Wilde von jeher respektierte, war das Recht des Stärkeren. Wenn in früherer Periode die als Sklavenmaterial zu verwendende Menschenbeute vornehmster Anlaß und Ziel der Kriege, so dreht es sich jetzt meist um Besitzergreifung oder Besitzerweiterung des Bodens, wobei der Sklavenfang nur als willkommene Beigabe erscheint.

Aber auch in diesem Zustande der Menschheit, welcher die Periode der Barbarei im allgemeinen kennzeichnet und der bis zum Eintritt der Civilisation, wie sie uns zuerst die ägyptischen Hieroglyphen, das alte Testament und Homer zeigen, andauert haben dürfte, war der kommunistische Gesellschaftszustand wohl die Regel. Wie im früheren Wildheitszustande der bewegliche, so wird jetzt in der Periode der Barbarei der unbewegliche Besitz gemeinsames Eigentum der Gens. Das Erbrecht ist auf dieser Stufe immer noch kein individuelles. Es sind weder die Kinder, noch der überlebende Gatte, welcher erbt, sondern das ganze Vermögen fällt an die Gens zurück, wie man dies beispielsweise heute noch in einzelnen Ablegern beim amerikanischen Stamme der Trokesen beobachten kann.

(Weitere Artikel folgen.)

Das geistige Leben in der Bukowina.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Oesterreichs.

Von

Koriz Stekel.

Die Bukowina ist für viele eine terra incognita. Es giebt gebildete Leute, die nicht wissen, daß sie eine im entferntesten Osten der österreichischen Monarchie gelegene selbständige Provinz ist, die, bloß 10452 Quadratkilometer groß — eine deutsche Sprachinsel — von Galizien, Rumänien, Rußland und Siebenbürgen eingeschlossen ist. Es ist der Außenwelt fremd, daß in diesem kleinen Ländchen, dessen Bewohner es mit Vorliebe „Buchenland“ heißen, der Geist des großen Volkskaisers Joseph II. weht und wirkt, und daß die deutsche Sprache hier nicht nur ein Kulturfaktor, sondern auch eine Schutzwehr gegen die anderssprachliche Umgebung bildet.

Wenn auch die Bukowina keine einheitliche Bevölkerung besitzt, wenn in ihren Grund und Boden sich Rumänen und Ruthenen, eingewanderte Deutsche und ebensolche Ungarn teilen, so denkt doch die gebildete Bevölkerung deutsch, und der Bauer strebt das Gleiche an. Denn deutsche Schulen und deutsche Beamte haben das Buchenland, welches Oesterreich vor 115 Jahren von der Türkei übernahm, deutsch gemacht. Deutsches Wesen und hauptsächlich die deutsche Sprache wurzeln tief in den Gewohnheiten der Bevölkerung, und selbst die mit

unter auftauchenden Sondergelüste einzelner einheimischer Nationen, sowie insbesondere des polnischen Nachbarn vermochten diese Grundlagen der Kultur der Bukowina nicht in einem andern nationalen Sinne zu verschieben. Auch die in Oesterreich jetzt in vollster Blüte stehende Nationalitätenpolitik konnte daran nicht viel ändern. Eine deutsche Hochschule in der Landeshauptstadt Czernowitz steht als Hochwart deutschen Wissens da. Mit welchen Gefühlen von Freude, Zuversicht und frohem Stolze wurde die Eröffnung dieser jüngsten deutschen Alma mater im Jahre 1875 begrüßt. Man erwartete allgemein einen Aufschwung des geistigen Lebens im Lande, man sah sich bald allgemein getäuscht. Was so verheißungsvoll begann, verlief allmählich in den Sand. Was im Rausche der ersten Begeisterung versprochen, als schönes Ziel eines schönen Strebens hingestellt wurde, ward bald vergessen. Und heute ist die Hochschule zur Doktorenfabrik herabgeunken. Die Professoren, die an ihr wirken, betrachten die Verzehung nach Czernowitz als eine Art Deportation oder als eine Ruhestätte, wo sie ihren privaten Arbeiten ohne Störung obliegen können, oder als eine Vorschule für eine Professur an einer älteren größeren Universität, oder aber, wie der Fall mit dem bekannten Geographen Prof. Venz bewies, als eine Unterkunftsstätte, wo der Name in der Liste figurirt, der dazu gehörige Mann aber in der ferneren Fremde einer anderen Beschäftigung obliegt.

Jeder geistige Kontakt mit der Bevölkerung fehlt. Die schüchternen Versuche, die etwa gemacht wurden, blieben Versuche. Zwischen den hierzulande geltenden Anschauungen und den von außen her durch manche Professoren importierten besteht keine Kongenialität. Und als es klar wurde, daß einige Lehrer der Hochschule von der Pest des Antisemitismus infiziert sind, als man wahrnahm, daß Bildung nicht frei im Geiste macht, sondern einzelne sogar zu Anhängern und Förderern des Semitismus, der in Czernowitz sich in allerjüngster Zeit ein Nest erbaut hat, herabwürdigte, wurden alle Beziehungen jäh und fast erschrocken abgebrochen. (Es sei hier bemerkt, daß es auch Ausnahmen, wie Prof. Handel, Kleinwächter u. s. w., giebt.) Als ein fremder Körper, geduldet, aber nicht geliebt, steht heute die Professorenschaft der ersten Schule des Landes da. Es giebt manche unter ihnen, die auch draußen im Reiche sich einen Namen gemacht haben, wie der genial veranlagte Granwein, der Historiker Loserth, der infektentündige Graber, der Entdecker der Zellenverbindungen Tangl, Przybram u. s. w., jedoch in der Bukowina fühlt und kennt man ihr Wirken nicht. Es regt nicht an, und die Bevölkerung, in solchen Fällen leicht geneigt zu Anexionen, reklamiert keinen zum Ruhme des Heimatlandes. Sie kamen als Fremde hierher und sind es geblieben.

Eine rühmenswerte Ausnahme von diesem befremdlichen Sichfernhalten von den geistigen und kulturellen Interessen des Landes bilden der Custos der Universität Johann Pelek und der Professor Sbierra. Ersterer lieferte manchen interessanten Beitrag zur Volkskunde der Bukowina, indem er Abhandlungen über Lipowaner und Juden in der Bukowina publizierte und eben an einer solchen über die Protestanten arbeitet. Letzterer machte sich unter anderem nach der gleichen Richtung durch eine gewissenhafte Sammlung der im Buchenlande gebräuchlichen rumänischen Weihnachtslieder und Volkserzählungen verdient.

Und von anderen Lehranstalten des Landes, von den drei Gymnasien und der Realschule ging ebensowenig wie von der erstgenannten Anstalt irgendwelche geistige Anregung aus. Die Lehrkräfte obliegen mit großer Gewissenhaftigkeit ihren Pflichten. Die Söhne der Bukowina sind zumeist reich an Wissen; aber es ist wie ein totes Kapital, welches keine Zinsen trägt, es gleicht dem Boden, der in seinem Schoße wohl manchen Keim, so manches Saat Korn birgt, welches jedoch dem Auge des Wanderers nicht sichtbar ist. Die Arbeiten, welche alljährlich in den Schul-Programmen publiziert werden, sind fast nie von allgemeinem Interesse.

Es war das nicht immer so. Es gab auch in der Bu-

fowina eine Zeit geistigen Erwachens, möchte ich sagen. Eine Dichterjugend war plötzlich da und fand in wechselseitigem Verkehr und edlem Wettstreit Anregung. Der damalige Gymnasialprofessor Ernst Rudolf Neubauer stand an ihrer Spitze und um ihn scharten sich Franzos, Kay, Lupul, Sauerquell, Kaufmann, Staufe-Simiginowiz u. v. a. Almanache mit lebenswerten heimatischen Beiträgen waren willkommen gezeigte Gaben und wurden nicht nur gelesen, sondern auch gekauft, und von einer lorbeerkrönten Zukunft träumten unsere Poeten. Der Ernst des Lebens war diesen schönen Träumen nicht hold. Ernst Rudolf Neubauer, der vor kurzem starb, hat manches Schöne auf dem Gebiete der Dichtkunst geboten; der Name Franzos ist in deutschen Landen gut gekannt; Ludwig Adolf Staufe-Simiginowiz wirkt als Professor der Präparandie in Czernowitz und hat Sagen des Heimatlandes aufgezeichnet, und manch schätzenswerter Beitrag zur Volkskunde der Bukowina hat ihn populär gemacht. Die anderen sind vergessen und verdorben und verschollen.

Doch ich will nicht ungerecht sein. Zu allen Zeiten hat es einzelne Männer gegeben, denen das geistige Wohl der Bukowina am Herzen lag und welche der Liebe zum Heimatlande neue Nahrung dadurch zuzuführen strebten, daß sie dessen Vergangenheit der Mitwelt erschlossen und dadurch die Gegenwart besser verstehen lehrten. Es hat immer Männer gegeben, welche ihren Mitbürgern einen Spiegel vorhielten, in welchem sie die Reize des Buchenlandes bewundern konnten, wo sie seine Schätze und Inwelen entgegenleuchten sahen. Schon der Erzbischof Wendella hat dies in den vierziger Jahren versucht. Seinen Spuren folgte Handelskammersekretär Witulicz, dessen Berichte noch heute eine wahre Fundgrube über die Entwicklung des Handels, über das erste Keimen einer Industrie, über die Befiedelung des Landes und der Landeskunde überhaupt sind. Er war ein Mann, dessen Wirken auch in geistiger Beziehung in der Bukowina unvergessen sein wird. Der Historiker der Bukowina erstand erst im Jahre 1862, als Franz Adolf Wickenhauer mit dem ersten Band seiner „Moldawa,“ Geschichte des Klosters Moldawiza, erschien. In rascher Folge erschienen eine Geschichte der Stadt Czernowitz und Umgegend (1874), Geschichte der einzelnen Klöster der Bukowina, der deutschen Siedelungen in der Bukowina u. s. w., im ganzen bis nun zu zehn Bänden, welche schon als Quellenwerke für den Historiker von großem Werte sind.

Erwähnung verdienen auch die Arbeiten Wihl. Schmidts, besonders über die ehemalige Hauptstadt der Bukowina: Suczawa. Neues Leben in der geistigen Regsamkeit, welche direkt dem Heimatlande galt, brachte ein junger Historiker, Raimund Friedrich Raindl. Begeisterte Liebe zum Heimatlande vereinten sich bei ihm mit erstem Streben, gediegenem Wissen und einem unermüdbaren Forschungsseifer. Er schlug den rechten Weg ein, indem er nach Popularisierung der Heimatkunde strebte und sich hierzu der periodischen Zeitschriften bediente. Was als Buch von wenigen beachtet und gelesen wird, bringt durch eine Zeitung, die sich eines ausgedehnten Leserkreises erfreut, in die weitesten Volkskreise und weckt dort manche warme Mitempfindung für die Geschichte des Heimatlandes. Raindl machte den ersten Versuch mit der Publikation einer Monographie „zur Geschichte der Stadt Czernowitz und ihrer Umgegend“ in der „Bukowinaer Rundschau.“ In demselben Blatte veröffentlichte er auch den ersten Abschnitt der „Geschichte der Bukowina,“ sowie die hochbedeutende Studie (gemeinsam mit dem Pfarrer Monastyrski): „Die Ruthenen in der Bukowina.“ Diese Arbeiten liegen nunmehr in Buchform vor und bilden vier Bändchen der Sammlung, welche den Titel: „Der Buchwald“ führt. Was ich aber Raindl als besonderes Verdienst anrechnen muß, ist sein Streben, von den Zuständen in der Bukowina, auch ich möchte sagen, der Außenwelt Kenntnis zu bringen. Seine Aufsätze finden gern Aufnahme im „Am Urquell,“ „Archiv“ u. s. w.

Gutes Beispiel hat immer viel vermocht. So auch in diesem Falle. Raindls unermüdblicher Eifer spornte andere an,

und heute hört und liest man von geistiger Arbeit, welche der Bukowina gilt. Der gr. or. Pfarrer Demeter Dan arbeitet an einem Werke: „Die Völkerstämme der Bukowina,“ dessen erstes bereits erschienenes Heft: „Die Lipowaner in der Bukowina“ behandelt. Der Professor an der Czernowitzer Gewerbeschule Carl A. Komitorfer schrieb für die „Wiener Zeitung“ „Baudenkmale in der Bukowina“ und widmete aus Anlaß der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Wien dem „Bauernhaus in der Bukowina“ eine ebenso interessante als lehrreiche Studie. In gemessenen Zwischenräumen erscheinen in der „Bukowinaer Rundschau“ die von Raindl redigierten „Buchenblätter,“ enthaltend „Anzeigen und Mitteilungen, die Geschichte, Geographie und Kultur der Bukowina betreffend.“ Wigtizki behandelte die Hausindustrie der Bukowina eingehend, kurz — es wird gearbeitet.

Es wäre nun noch die Frage zu beantworten, welchen Anteil die Bevölkerung, insbesondere die gebildeten Kreise des Landes, an diesen Arbeiten nehmen. Und die Antwort auf diese berechtigte Frage klingt traurig, ja beschämend; denn es muß eingestanden werden, daß sie fast gar keinen Anteil nimmt. Klein ist die Gemeinde derer, denen das geistige Leben des Landes am Herzen liegt. Von außen her, von der Bevölkerung kommt weder Aneiferung noch Unterstützung. Es fehlt die Gemeinsamkeit nationalen Empfindens. Von wirtschaftlichen Krisen schwer heimgesucht, ganz eingenommen von dem Kampfe ums Dasein, bleibt für heimatländisches Streben, für ein liebevolles Eingehen auf die kulturellen Intentionen keine Zeit übrig. Man liest wohl viel Romane, um sich zu zerstreuen, um des Lebens Mühsere zu vergessen; aber man hat eine fast an Angst grenzende Scheu vor allen Produktionen menschlichen Geistes, welche auch an das Denken einige Anforderungen stellen. Selbst die geringe Anzahl derer, die ein gütiges Geschick mit irdischen Gütern reich begünstet, meidet sorgsam Anstrengungen des Geistes. Man abonniert viele Zeitschriften, kauft vielleicht sogar ein Buch, für welches in der Tagespresse ein weithin schallendes Tam-tam geschlagen wird, natürlich eines weltfremden Autors. Die einheimischen Schriftsteller müssen sich schon glücklich schätzen, wenn man in der Bukowina ihre Namen kennt und nennt. Ja, Freieproben ihrer Werke nimmt man freundlich entgegen, ist mitunter sogar böse, wenn ein eifriger Autor der Ansicht ist, daß er bloß die Bücher schreiben und seine Landsleute dieselben kaufen sollen, und darum keine verschenkt. Ob aber selbst diejenigen, welche im Besitze von Exemplaren sind, die die Heimat betreffenden Bücher lesen, ist eine Frage, die ich unbedingt zu beantworten mich nicht getraue.

Die traurigste Rolle in dieser Beziehung spielt aber unsere Jugend. Es ist kein Unterschied, ob werdender Kaufmann oder Student, man hat an allem Interesse, lebt und webt in allen Fragen des Tages, insbesondere wenn sie pikanter Natur sind, nimmt regen Anteil an der Politik, aber — die Litteratur ist eine fremde Dame mit erstem Gesicht, da steht kein galantes Abenteuer in Aussicht und — man weicht ihr fein aus. Einzelne folgen wohl errötend und hochklopfenden Herzens den Spuren dieser Dame. Da giebt es sogar Anhänger des jüngsten Deutschland, welche, sagen wir als poetische Gegner den Verehrern der Klassiker und moderner Romantiker gegenüberstehen. Aber ach, es sind leider nur einzelne. Jene Masse, welche man Gesellschaft nennt, steht diesen Bestrebungen fern, man sieht so etwas als Zeitverschwendung an und flüchtet auf den Festsboden, ins Kaffeehaus und dorthin, wo Gerstenjaft geschenkt und auch gepumpt wird.

Es darf darum nicht wunder nehmen, wenn wir in der Bukowina es noch nicht so weit gebracht haben, auch für das geistige Leben des Landes einen Sammelpunkt zu schaffen. Das Vereinswesen steht bei uns in üppigster Blüte. Kaum ein Gewerbe entbehrt eines Vereines. Die Polen, Rumänen und Ruthenen haben ihre Lesehallen, wo sie nationale und auch internationale Litteratur pflegen. Die Stimmführer auf geistigem Gebiete, die Deutschen der Bukowina, die Kulturträger des Landes, sie haben es bis heute noch zu keiner Lesehalle gebracht, noch zu keiner Vereinigung sich gesammelt, welche der

Hebung, der Erhaltung des geistigen Lebens gelten soll. Im Kaffeehause oder im Kasino liest man flüchtig die Zeitung und meint seiner Zeit damit genug gethan zu haben. In der Bukowina erscheinen drei deutsche politische Zeitungen, einige Fachblätter fristen auch ein kärglich Dasein. In jüngster Zeit fand sich ein opferbringender Journalist, der eine belletristische Zeitschrift: „Im Buchwald“ herausgibt, und man kann mitunter ein junges Talent seine ersten Flüge versuchen sehen, aber — wie bemerkt — es fehlt im Lande jener litteraturfreundliche Zug, der so befruchtend auf das geistige Leben wirkt. Die Zeitungen suchen eben auch ihrer Zeit genug zu thun, nur selten wird ein Schritt darüber, einem ideellen Ziele zu, gethan.

Tiefe Ruhe rings umher. Wer doch die Lungenkraft befaße, um die Langschläfer zu wecken. Es ist Tag, überall guckt heller, leuchtender Sonnenschein hinein, aber bei uns herrscht künstliche Finsternis. Auf die Saloufien auf! daß es auch in der Bukowina tage, auf daß auch in diesem fernsten Winkel deutscher Kultur das geistige Leben erwache zu regjamer Thätigkeit!

Die hydraulische Gleitbahn.

Von

Leo Silberstein.

Der moderne Mensch nennt einen größeren Teil von den Schönheiten der Erde sein eigen als unsere Vorfahren. Diese schauten und kannten selten mehr als die fruchttragende Scholle, auf der sie wohnten. Wenn sie am stillen Sommerabend auf der Bank vor dem Hause saßen, oder wenn am Tisch der Wirtschaft Nachrichten fremder Länder durch die Kunde schwirrten, „wie hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen,“ dann füllten sich die Vorstellungen mit jagenhaften Bildern, das kleine Städtchen mit seinem trocknen Alltagsleben dehnte sich vor ihrer Phantasie zu einer großen, märchenbunten Welt, wunderbar und ihrem Auge ebenso unendlich entrückt, wie der Himmel und die Hölle, welche sie aus demselben Hörensagen und Fabulieren kannten. Ganz anders heute. Wir besitzen geistig die Welt durch ein sicheres Wissen; telegraphische Nachrichten knüpfen uns täglich von neuem an die entlegensten Erdteile; die Schicksale der entfernten Menschenbrüder, ihre Leiden und Freuden beschäftigen unser Gemüt; unsere kulturellen und künstlerischen Bestrebungen, unsere geistigen und politischen Kämpfe verschwistern sich mit den ihrigen. Aber nicht nur geistig, auch physisch umspannen wir den Raum. Gestern noch in Berlin, in wichtigen Geschäften, ist es uns möglich, morgen die Naturwunder der Alpen zu genießen, übermorgen die Pracht der untergehenden Sonne, die sich in den Goldwellen der Riviera badet, und vierundzwanzig Stunden später den lachenden Himmel, der sein klares Gewölbe über den bläulich schimmernden Bewußt breitet.

Mit der zunehmenden Schnelligkeit und Billigkeit der Verkehrsmittel wächst auch unser Eigentum an der Erde, der Genuß der mannigfaltigsten Reichtümer der Natur; die Welt liegt gleichsam hart vor unserer Thür, sie wird zum Vorgarten unserer engern Heimat. Mit der Einführung des Zonenverkehrs eröffnet sich auch dem dritten und vierten Stand die Möglichkeit, im Fluge die Länder zu durchstreifen und in der Weite jene Erholung zu suchen, welche das in enger Werkstatt und in der Sorge um das tägliche Brot verdampfte Gemüt zu neuer Thätigkeit kräftigt und auffrischt.

Einen tüchtigen Schritt dieser Zukunft entgegen trägt uns eine Erfindung, die auf der Ausstellung in Paris das Staunen und Interesse der Fachmänner wachgerufen hat: Die hydraulische Gleitbahn von Girard und Barre.

Der Franzose Girard hatte sich Mitte dieses Jahrhunderts mit der Konstruktion eines Wasserrades beschäftigt, das unter dem Namen der Girard-Turbine in der Industrie

bekannt ist, als er um das Jahr 1852 auf die Idee kam, die Wasserkraft, welche sein Schaufelrad im Kreise drehte, zu einer geradlinigen Fortbewegung zu benutzen. Er besetzte unter einem leichten Waggon eine Zahnstange, deren Zähne groß waren wie Schaufelflächen, und indem er gegen diese einen kräftigen Wasserstrahl richtete, geriet das Fahrzeug in Bewegung. Der Wasserstrahl bläst also in die Schaufelflächen genau so wie der Wind in die ausgespannten Tücher eines Segelschiffes. Um nun gegen die Schaufeln des enteulenden Wagens unaufhörlich Wasser schleudern zu können, erweist es sich als notwendig, in Entfernungen von je fünfzehn oder zwanzig Metern eine ganze Reihe von Wasserspeicern aufzustellen. Wenn der Zug über einen Speier hinweggerollt ist, muß vorne der Tender schon selbstthätig mit einem Haken den Hahn des folgenden Speiers erfäßt und geöffnet haben, damit durch den Mund desselben frisches Wasser hervorströme und den Zug weiter jage, die Schienen entlang, dem nächsten Wasserspeier zu. Zischend gleitet unterdes das gebiente Wasser von den Schaufeln und versprudelt. So wiederholt sich das Spiel immer wieder; ein Strahl nach dem andern treibt die vorüberfliehenden Wagen, denen voran keine Lokomotive leuchtet, kein Rauchfang seine schwarzen Wirbelmassen in die Luft wirft. Welch ein Vorteil für das Befahren steiler Rampen, wo die Lokomotiven im Bergaufklimmen so sehr an eigener Last zu schleppen haben, daß ihre Räder auf den Schienen zu gleiten beginnen und es manchmal versagen, den übrigen Teil des Zuges nach sich zu ziehen. Rückt man die Wasserspeier näher, etwa auf sieben Meter, aneinander, dann kann der Zug eine Steigung von 162 % mit Leichtigkeit überwinden.

Die Wasserspeier stehen durch lange Rohrleitungen mit dem Pumpenhaus der fernen Station in Verbindung, von wo aus immer frisches Wasser herangepreßt wird. Das gebiente Wasser, das von den Schaufeln abgelenkt, fällt in eine Sammelrinne, welche längs den Schienen läuft, und wird durch diese wieder nach der Station zurückgeleitet. So geht von dem Wasser im großen und ganzen nichts verloren. Und diese Sparsamkeit ist von nöten, sonst könnte man an vielen Orten die riesigen Wassermengen gar nicht beschaffen, welche durch den Verbrauch verschlungen würden.

Diese neue und eigenartige Benützung der Triebkraft des Wassers würde noch lange nicht die überraschenden Vorteile geboten und das allgemeine Erstaunen wachgerufen haben, wenn nicht Girard eine zweite sinnreiche Erfindung hinzugefügt hätte. Sein Eisenbahnzug läuft thatsächlich auf Wasser. Wenn in Winterszeit auf eisglatter Fläche die Schlittschuhläufer durcheinander schwirren, dann mag wohl in dem einen oder andern Geiste der Gedanke an eine Gleitbahn aufgetaucht sein, auf welcher der Personen- und Warenverkehr der Eisenbahnen sich leichter abwickeln würde, als auf rollendem Rade. Der praktische Techniker freilich hätte ein solches Projekt als unausführbar abweisen müssen, ja, er hätte es geradezu belächelt. Denn wie wäre es denkbar gewesen, eine so durchaus glatte Eisbahn in solcher Länge herzustellen. Jedoch Girard wußte dieser Idee Gestalt zu verleihen. Er stellte seine Waggons nicht auf Räder, sondern auf vier hohle gußeiserne Schuhe, welche auf breiten, glatten Schienen laufen. Nun kann man es von jedem Praktiker hören, daß die Reibung noch immer eine enorme sein muß, mögen die Schienen noch so spiegelnd gehobelt sein. Diese Reibung zu beseitigen, brachte Girard zwischen Schuh und Schiene eine papierdünne Wasserschicht, so daß der Zug nicht eigentlich über die Schienen, sondern über das Wasser hingleitet. Vom Tender führen Rohre in die Höhlungen der Schuhe. Man kann durch dieselben kräftig Wasser hineinpressen, dieses tritt aus Öffnungen an der Bodenfläche der Schuhe aus und drängt sich zwischen Schuh und Schiene. Und zwar drängt es sich mit solcher Kraft dazwischen, daß es die Schuhe samt der ganzen Wagenlast um ein geringes, etwa um einen halben Millimeter, von den Schienen abhebt. Natürlich tropft zu beiden Seiten der Schuhe stetig Wasser ab, so daß vom Tender aus fortwährend frisches

nachgepreßt werden muß. Dieser Verbrauch ist recht groß, einen Liter pro Tonne Last in der Sekunde, so daß man für längere Strecken Wasserstationen errichten müßte, um die Kessel des Tenders von Zeit zu Zeit nachzufüllen zu können.

Die neue Eisenbahn läuft also gewissermaßen auf Schlittschuhen. Der Widerstand ihrer Reibung ist ein so erstaunlich geringer, daß, um tausend Kilogramm zu befördern, eine Kraftanwendung von einem halben Kilogramm genügt. Ein Kind könnte diese Last den Schienenstrang entlang ziehen, ohne so bald zu ermüden. Auch gestattet das sanfte Dahingleiten ohne Stöße und Erschütterungen einen viel leichteren Bau der Fahrzeuge, so daß es uns nicht schwer wird zu glauben, was uns Barre, der Mitarbeiter Girards, vorrechnet. Einer unserer gewöhnlichen Eilzüge, der an Personen und Gepäck zweieinzwanzig Tonnen befördern soll, ist gezwungen, außer diesem noch an Lokomotive und Waggons eine unnütze tote Last von hundertfünf Tonnen mitzuschleppen. Das Ganze erfordert hundertvierundneunzig Pferdekraft.

Wie ganz anders die hydraulische Gleitbahn! Dieselbe Ladung von Personen und Fracht soll nur einunddreißig Tonnen toter Wagenlast bedürfen und von zwölf Pferdekraften fortgetrieben werden. Und dem entsprechend ist auch der Unterschied des stündlichen Kohlenverbrauchs von dem ersten zum zweiten Fall: vierhundertzwanzig Kilogramm gegen vierundzwanzig Kilogramm. Freilich stehen diese Vorzüge vorläufig noch auf dem Papier; aber es ist wahrscheinlich, daß die Praxis sie zum größten Teil bestätigen wird.

Dieser leichte, billige Betrieb erschöpft nicht die Güte der Erfindung, welche uns noch zwei andere wertvolle Seiten bietet: Raschheit und Sicherheit. Der schnellste amerikanische Zug, der neunzig Kilometer in der Stunde macht, wird weit übertroffen von der Gleitbahn, welche in derselben Zeit zweihundert Kilometer zurücklegt, ohne zu befürchten, daß die Radachsen sich erhizen, da sie eben keine besitzt. Und dabei gleitet sie ohne lästigen Lärm, ohne Rauch und Staub dahin, sanfter und angenehmer, als selbst der „fliegende Schotte“, der vor mittags zehn Uhr von London nach dem Norden abgeht und als der beste Eilzug der Welt bekannt ist, in welchem man gemütlich und ungerüttelt seine Partie Stat spielen kann.

(Schluß folgt.)

Der Fall Paul Lindau.

Von
F. M.

Paul Lindau, der es so gern hat, wenn auf ihn mit Singern gezeigt wird, hat schon einigemal in seinem bewegten Leben empfinden müssen, wie bitter es ist, ungewollt der Gegenstand der allgemeinen Beachtung zu sein. Es ist aber nur die Rehrseite der etwas zu lauten Popularität, welche er sich unermüdet zu erwerben gewußt hat, wenn seine kleinen Unglücksfälle ebensoviel beklatscht werden, wie seine Erfolge.

Seit einigen Wochen nun giebt wieder einmal der Fall Paul Lindau den Gesprächsstoff für alle Kreise Berlins, welche sich für die Litteratur oder für deren Coulissen interessieren. Die Berliner „Volks-Zeitung“, ein ernstes Blatt, dem bisher niemand Skandalucht zum Vorwurfe machen konnte, hat in einer Reihe von Aufsätzen gegen den bekannten Schriftsteller Vorwürfe der schlimmsten Art erhoben und hat ihre Behauptungen durch Abdruck äußerst kompromittierender Briefstellen bewiesen. Die zahlreichen Freunde Lindaus suchen die Geschichte totzuschweigen; der ganze Streit ist uns zu schmutzig, sagen sie mit einigem Schein von Recht. Schmutzig ist freilich vieles an der Sache; da aber die Ehre und die Würde des Berliner Schriftstellerstandes, insbesondere der Berliner Theaterkritik in

Frage gestellt worden ist, so sollte doch auch der vornehmste Journalist nicht verschmähen, in seinem Blatte zu dem Fall Paul Lindau Stellung zu nehmen. Nicht als ob ich den groben Ton der „Volks-Zeitung“ oder die beginnende Lindau-Deke boshafter kleiner Lindau-Nachahmer gut heißen würde. Derjenige, der in einem Glashause wohnt, soll freilich nicht mit Steinen werfen; damit ist aber noch nicht gesagt, daß ein jeder sofort mit Steinen werfen müsse, der zu seinem Glücke ein gutes Gewissen besitzt. Betrachten wir doch einmal die Sachlage ehrlich und milde wie Leute, denen die Persönlichkeit Paul Lindaus trotz der Vergendung seines Talents, trotz seiner Charaktererschwächen und trotz alledem nicht gerade unsympathisch geworden ist. Und den Matsch wollen wir so viel als möglich vermeiden.

Paul Lindau also stand etwa zwei Jahre lang in nahen Beziehungen zu Fräulein Esse v. S., einer jungen Russin, welche als deutsche Schauspielerin recht mittelmäßig, als deutsche Schriftstellerin sehr begabt, jedesfalls in der Unterhaltung ausländisch anregend ist. Fräulein Esse, welche eine ebenso nützliche Freundin wie rachsüchtige Feindin zu sein scheint, unterstützte den berühmten Mann bei seinen „schriftlichen Arbeiten.“ Sie las für ihn die Theaterstücke, über welche er dem Deutschen Theater zu referieren hatte, und Paul Lindau lieferte Abschriften von Esses Urteil in der Kanzlei ab; sie half ihm, was allein allerdings nicht sehr für ihre Begabung sprechen würde, bei der Abfassung seines Schauspiel „Der Schatten,“ und zwar half sie da sowohl bei der Fertigstellung des Planes wie bei der Ausführung einzelner Szenen. Für so viele Dienste zeigte sich Lindau unter anderem auch dadurch dankbar, daß er Fräulein Esse beim Direktor des Berliner Residenz-Theaters „protegierte.“ Die Beziehungen zwischen Lindau und Fräulein Esse nahmen aber ein jähes Ende. In seinem Zorn vergaß sich der verabschiedete Schriftsteller soweit, Fräulein Esse aufzufordern, daß sie Berlin augenblicklich verlasse, widrigenfalls er sie mit seiner gefährlichen Feindschaft bedrohte. Die Schauspielerin, welche inzwischen noch durch Lindaus Vermittelung ein Engagement bei Barnay gefunden hatte, trotzte jedoch ihrem einflussreichen Gegner. Das hatte für sie zur Folge, daß sie außer einem einzigen Male nicht wieder auftreten durfte; und die „Volks-Zeitung“ deutet an, daß es auch Lindau war, der die Aufführung eines Schauspiels von Fräulein Esse verhinderte, eines Schauspiels übrigens, welches wenigstens in der Charakteristik seiner Titelfigur — das Stück heißt „Ein berühmter Mann“ — ein hervorragendes Talent verrät.

Die „Volks-Zeitung“ hat das Verdienst, einer ersten Sache zuliebe den Vorwurf der Skandalucht auf sich geladen zu haben. Aber sie hat nach meiner Meinung nicht scharf genug zwischen dem unterschieden, was vor die Öffentlichkeit gehört und was nicht. Fräulein Esse hat in ihrer bemerkenswerten Rachsucht das ganze Briefmaterial zur Verfügung gestellt und dieses, — wo ihr es anfaßt, ist es interessant. Alle diese Äußerungen voll Triviolität über seine Kollegen und über sein Blatt — ich würde für mein Blatt empfindlicher sein — sind nicht nur für die eingeweihten Kreise, was man „ein gefundenes Fressen“ nennt; halb Berlin lacht auf Kosten Lindaus und seiner Freunde. Alle diese kleinen Scherze, welche allerdings dem Fall erst solche Beliebtheit beim Publikum verschafft haben, hätten bei dem Angriff der „Volks-Zeitung“ unterdrückt werden müssen. Dann hätte sich erst herausgestellt, was bei diesem Handel an den Pranger gestellt zu werden verdient.

Die Blätter, welche den Fall bisher besprochen haben, legen zu meiner Überraschung das Hauptgewicht auf zwei Punkte, über welche ich mich nicht ereifern kann, und erwähnen nur nebenher einen Umstand, über welchen kein anständiger Journalist schweigen sollte. Die drei Punkte sind folgende: 1. Paul Lindau benützt seinen ganzen Einfluß, um eine Schauspielerin aus privaten Gründen zu schädigen; 2. Paul Lindau hat sich von dieser selbst bei seinen Arbeiten helfen lassen; 3. Paul Lindau, der Kritiker eines großen Berliner Blattes, stand zu gleicher Zeit im Solde eines Direktors, dessen Theater

er notorisch „über die Puppen“ lobte. Über Punkt eins und zwei könnte ich mich hinwegsetzen, über Punkt drei nicht.

Die Bedrohung des Fräulein Else nämlich ist entweder eine Nötigung im Sinne des Strafgesetzes, und dann hatte der Staatsanwalt seine Pflicht zu thun und nicht die Presse, oder es ist eine reine Privatangelegenheit zwischen zerzankten Liebesteuten. Und daß ich nur mein ganzes Herz entdecke: mir sind Lindaus Dummheiten aus diesem Anlasse sympathisch. Offenbar war sein Herz lebhaft beteiligt, als er sich soweit vergaß, einen lebendigen Menschen in die Acht zu erklären und ihm wie ein römischer Machthaber Wasser und Feuer zu entziehen und Brot und Salz dazu. Aus kalter Bosheit hätte Lindau sich niemals solche Blößen gegeben; und Temperament scheint mir immer erfreulich, selbst wenn es Fehler begeht. Also: Lindau, der in der ersten Aufregung kompromittierende Briefe schreibt, ist in diesem Punkte besser als Fräulein Else, welche diese intimen Briefe gegen ihren ehemaligen Freund benützen läßt. Wenigstens ein deutsches Gretchen hätte anders gehandelt; freilich hat niemand das Recht, von Fräulein Else zu verlangen, sie solle Gretchen sein oder spielen.

Die angehenden Zeitungen machen aber aus dieser Boycottierung des Fräulein Else eine Staatsaktion, bringen sie mit dem System Bismarck in Verbindung und fordern als Sühne den Zusammenbruch der ganzen gegenwärtigen Gesellschaft. Mit Verlaub, mit solchem Pathos wird Lindau zu viel Ehre erwiesen und dadurch eben unrecht gethan. Lindau wird als der gegenwärtige Litteratur-Papst dargestellt, nur um nachher aus seinen Sünden eine Verdammung der ganzen „Bourgeois-Litteratur“ folgern zu können. Aber so liegt die Sache doch nicht. Wenn man die besten Namen der deutschen Dichtung nennt, wird Paul Lindaus Name kaum genannt. Der angesehenste, beliebteste Journalist ist er jedoch nicht, wie das so hingeschrieben wird, durch Gemeinheit und Claquewesen geworden, sondern zuerst durch sehr solide Kämpfe, durch Fleiß und durch Fähigkeiten. Daß er seine seltenen Fähigkeiten — von welchen wir Schriftsteller unter fünfzig Jahren alle das eine oder das andere gelernt haben — mit großem Fleiße mißbraucht hat, ist nicht schön, aber für uns keine Neuigkeit. Daß ein Mann, wenn intime Beziehungen aufgehört haben, das Weib aus seiner Nähe zu entfernen sucht, ist ebenfalls weder schön noch neu. Bleibt also als ungewöhnlicher Vorwurf bestehen, daß Lindau seinen Einfluß als Schriftsteller gegen das Fräulein ausgespielt hat. Der Knecht prügelt seine Geliebte, wenn er sie los werden will, der Bankier schießt ihr Geld, der Journalist bedroht die Schauspielerin mit seinem Einfluß. Ich brauche nicht erst zu versichern, daß ich die Handlungsweise des Journalisten für schlimmer halte, als die des Knechts und des Bankiers. Aber mein Gerechtigkeitsgefühl verbietet mir, Paul Lindau wegen einer Lebensanschauung einen Schurken zu nennen, welche neun Zehntel aller Zeitungsgelehrten mit ihm teilen, daß nämlich die Feder eine Waffe sei, die man auch zu seinem persönlichen Vorteile führen dürfe. Ich habe meine Meinung über diese Dinge vor zwei Jahren in einem winzigen Büchlein, „Schmod“ genannt, dargelegt, und es ist darum ebenso totgeschwiegen worden, wie anfangs die Anschuldigung Lindaus. Ich kann dieses Büchlein keinem meiner Leser empfehlen; denn es stehen darin bittere Dinge, und da ich keine Namen nenne, so fehlt der pikante Reiz. Nach dieser meiner unverändert gebliebenen Meinung begehen die meisten Theaterkritiker täglich das Unrecht, welches nun Lindau allein begangen haben soll und welches ihm zum Verbrechen gemacht wird. Ich frage diejenigen Kollegen, welche ebensowenig wie ich in einem Glashaufe wohnen: wie viele freundliche Kritiken oder Notizen mögen jährlich geschrieben werden, um einer hübschen Schauspielerin für einen flammenden Blick oder für brutalere Liebfosungen zu danken? und wie viele böse Notizen werden niedergeschrieben, um die hübsche Schauspielerin erst freundlich zu stimmen? Hundert nichtswürdige Buben treiben — ohne ertappt zu werden — dieses Handwerk. Und darum empört es mich, daß Paul Lindau,

der im Grunde ein guter Kerl ist und der sich in der Leidenschaft hat ertappen lassen, plötzlich unter den Rang dieser schlauen Buben geworfen wird.

Ich bin hier etwas ausführlich geworden, weil ich nicht gern mißverstanden werden wollte. Ich finde den Mißbrauch litterarischer Amtsgewalt so strafbar, daß ich dem dankbar bin, der ein Exempel statuiert hat; ich bin aber überzeugt, daß das Exempel an einem statuiert worden ist, der besser war als viele andere.

Der zweite Punkt, daß Paul Lindau sich nämlich bei seinen Arbeiten von Fräulein Else helfen ließ, das geht die Öffentlichkeit ganz und gar nichts an. Hat er sich mit dem völlig talentlosen Hugo Lubliner zur Abfassung eines Schauspiels vereinigt, so darf doch auch das begabte Fräulein Else keine Mitarbeiterin werden. Ob deren Name auf dem Zettel stand oder nicht, das ist allein ihre Sache. Und Geschmacksache wiederum ist es, ob man sich lieber Hand in Hand mit Lubliner oder mit Fräulein Else vor dem Publikum zeigt. Nun rufen aber die Ankläger entriistet, Lindau habe auch die Theaterstücke, welche er im Dienste des Deutschen Theaters zu prüfen hatte, von Fräulein Else lesen und begutachten lassen. Auch hierin kann ich leider nichts erblicken, was uns etwas angeht. Wenn L'Arronge Lindau dafür bezahlt, daß Lindau die Stücke prüfe, die bei L'Arronge eingereicht werden, und wenn Lindau aus Faulheit diese Thätigkeit auf einen anderen abwälzt, so liegt eben nur eine Pflichtwidrigkeit gegen den Leiter des Deutschen Theaters vor. Denn Herr L'Arronge darf die bei ihm eingereichten Stücke lesen lassen, von wem er will, von seinem Dramaturgen oder von seinem Portier, von Paul Lindau oder von Paul Lindaus Köchin. Für die Geschäfte des Deutschen Theaters ist die Wahl des Lektors sehr wichtig, auch die Entwicklung des deutschen Dramas kann einmal davon beeinflusst werden, ob ein neues Talent beizzeiten zu Worte kommt oder nicht. Aber weder L'Arronge noch Paul Lindau sind verpflichtet, bei ihrer Thätigkeit an das deutsche Drama zu denken. Wenn Lindau beauftragt wird, um für dasselbe Verstand zu urteilen, und läßt einen fremden Verstand für sich arbeiten, so hat nur sein Auftraggeber das Recht zu klagen. Ein ähnlicher Fall läge z. B. vor, wenn Paul Lindau etwa von einem Weltblatte gewonnen würde, um für dasselbe Berliner Briefe zu schreiben; versähe Lindau nun einmal die billige Arbeit eines andern mit seinem Zeichen, ich meine mit einer witzigen Einleitung oder mit seiner Unterschrift, so wäre ebenfalls nur das Weltblatt geschädigt, am Ende vielleicht auch noch Paul Lindau selbst, keineswegs aber die deutsche Litteratur. Anders läge der Fall, wenn das Weltblatt oder der Theaterdirektor eine Ahnung davon gehabt haben könnten, daß sie ihren Mitarbeiter für fremde Arbeit bezahlten.

Und hier komme ich zu dem dritten Punkte, welcher wirklich ohne Pathos und ohne Übertreibung an die Ehre der Berliner Theaterkritiker rührt. Als Paul Lindau von dem Blatte, dessen erster Feuilletonist er ist, der Welt als Mitarbeiter verkündet wurde, hielt man es für selbstverständlich, daß der im Dienste eines Theaters stehende Dramaturg nicht zugleich der Kritiker dieses Theaters sein dürfe, und das Blatt hat in einer redaktionellen Feuilletonnotiz zu diesem Zwecke ausdrücklich erklärt, daß Lindau aufgehört habe, Dramaturg des Deutschen Theaters zu sein. Die Briefe an Fräulein Else aber scheinen mit Bestimmtheit zu ergeben, daß Lindau nach wie vor dieses Amt bekleidete, daß Adolf L'Arronge ihm etwas zu sagen hatte. Er schreibt einmal: „Das beifolgende Stück lies gleich! Und schreib' mir unverzüglich Dein Votum. Adolf hat es schon dringend reklamiert!“ Diese Worte scheinen einen Beweis zu liefern. Man fragt sich, wer da gefoppt wurde? Der Direktor, die Zeitung, das Publikum oder alle zusammen? Immerhin ist aber jede Anklage einseitig, und wir wollen den Beweis noch nicht gelten lassen, solange Lindau nicht geantwortet hat. Hätte Lindau aber in der That heimlich ein Honorar als Dramaturg — sei es unter diesem oder jenem Titel — von demselben Theater bezogen, welches er jahrelang

mit seiner kritischen Günst erfreute, so hätte er nach meiner maßgeblichen Meinung fernerhin das Recht verwirkt, als Kritiker thätig zu sein. Der letzte Schauspieler und der letzte Possenfabrikant hätte dann das Recht, sich die öffentliche Beurteilung durch einen Beamten des Konkurrenten gröblich zu verbitten.

Mit dem Rücktritt von der öffentlichen Kritik wäre der Fall Lindau aber auch erledigt. Ungekränkt mag er gemeinschaftlich mit wem er will Lustspiele und Verbrecherromane schreiben. Die ganze Sache vor den Gerichtshof des Vereins Berliner Presse zu bringen, das wäre ein gefährliches Unterfangen; ich will in einer zweiten Betrachtung die Gründe vorbringen, welche gegen diese Form des Austrages sprechen.

Kleine Kritik.

Die soziale Entwicklung des Menschengeschlechtes. Von Dr. Georg Meyer. (Straßburg, J. H. Ed. Heiß [Heiß und Mündel], 1890.)

Die vorliegende kleine Schrift gleicht in ihrer knappen Fassung beinahe einer Aneinanderreihung von Aphorismen; nur daß diese streng gedanklich geordnet sind. „Der Mensch ist teils Tier, teils Engel;“ so beginnt der Verfasser; wobei er unter „Engel“ das Edelbild des sittlich vollkommenen, Wahres erkennenden und Schönes empfindenden Wesens versteht. Demgemäß stellt er dem tierischen Teile im Menschen, dem von ihm sogenannten „Animalismus“, den engelhaften als „Humanismus“ gegenüber. Auf das soziale Gebiet angewandt, stellt sich ihm dann der Animalismus, die menschliche Tierheit, als Egoismus, der Humanismus, die höhere Menschlichkeit, als Philanthropismus dar. Diese Gegenüberstellung bildet den Ausgangspunkt und die Grundlage des ganzen Gedankenganges.

Das Wesentliche des letzteren ist, daß in der bisherigen Entwicklung des Menschengeschlechtes der anfangs allein herrschende Animalismus durch den Humanismus ergänzt worden sei, dadurch aber selbst allmählich an Gebiet verloren habe; und daß der Verfasser den weiteren Fortschritt der Gesellschaft in einem zu erwartenden, immer stärkeren Überwiegen des Humanismus sieht. Bei dem gegenwärtigen Stande der Gesittungsentwicklung haben ihm aber beide ihre Berechtigung. Der tierische Bestandteil im Wesen des Einzelnen ermöglicht den Kampf ums Dasein; dieser ist zum weiteren Fortschreiten notwendig, da vorläufig die sittliche Entwicklung der meisten Menschen noch nicht die Stufe erreicht hat, um seiner als Anpflanzungsmittel entbehren zu können. Fehlte er schon jetzt, so würde die Sittigung stillstehen, und ein allgemeines Chinesentum eintreten. Daß aber der Kampf an Schärfe und Niedrigkeit immer mehr verliert, dafür sorgt der engelhafte Teil, der zum Edel-, Hilfs- und Gutssein zwingt. Er hat ein Naturgesetz zum Grunde, wie der tierische. Edelmenschlichkeit und Menschentierheit befinden sich im allgemeinen stets in einem gewissen Gleichgewicht; aber der Schwerpunkt des Ganzen wird im Laufe der Entwicklung allmählich verrückt; dies das treffende Bild, das der Verfasser aufstellt. Das unzeitgemäße Überwiegen des einen, oder anderen Bestandteiles zeigt sich gesellschaftlich im Partikularismus und im Kosmopolitismus; während die gesunde Mitte in einem den Zeitverhältnissen angemessenen Patriotismus liegt. Treffend bezeichnet Georg Meyer den Partikularismus, oder Lokalpatriotismus, als stets veralteten Animalismus, den Kosmopolitismus als stets verfrühten Humanismus. Aber er weist auch mit Recht darauf hin, wie gewaltig verschieden von dem wahren, edelmenschlichen der Kosmopolitismus so vieler ist, der in seiner ganzen Ude gerade dem Animalismus entspringt und sich nur scheinbar — freilich auch unbewußt — als Menschentum giebt, während in Wirklichkeit unter dieser Flagge die Gleichgültigkeit gegen alle anderen Menschen,

gegenüber dem selbstlichen Vorteil, segelt. Es ist in Wirklichkeit der höchste Grad des Partikularismus, der Individualismus; wie denn auch Strebertum und Ehrgeiz Ausflüsse des Animalismus sind.

Im einzelnen müssen wir auf die Lesung der Schrift selbst verweisen. Sie ist durchaus vom naturwissenschaftlichen Standpunkte, auf der Erkenntnisgrundlage unserer Zeit, abgefaßt; rein sachlich, nicht zwecklich. Die Teleologie hat keine Stelle in ihr, so leicht der Gegenstand dazu verführt. Eine zu einseitig hohe Meinung hat der Verfasser vielleicht, im Rahmen seiner Darstellung, von Christentum und Freimaurerei; wenn er sie als die wichtigsten Ausflüsse des Humanismus bezeichnet, so wird man, da es sich um ihren sittlichen Gehalt handelt, mindestens Buddhasismus und Jorsfertum mit Recht daneben stellen dürfen. Und in allem diesem mag manches sein, was dem Einwurf der Verfrühtheit gleichfalls begegnen kann; so gut, wie Alles abgehüttelt wird.

J.

Notre coeur. Von Guy de Maupassant. (Paris, Paul Ollendorff, 1890.)

Die nach dem letzten Novellenbände *L'inutile beauté* mehrfach ausgesprochene Erwartung, noch im Laufe dieses Sommers den zwanzigsten Band des unermüßlich fabulierenden Guy de Maupassant erscheinen zu sehen, hat sich richtig erfüllt: um die Mitte des Juni lag der neue Roman *Notre coeur* bereits mit einer hohen Auflageziffer versehen in allen Schaufenstern. Maupassant ist kein gewöhnlicher Vielschreiber; er ist augenblicklich in eine Periode gelangt, wo es ihn unaufhaltsam zur Produktion drängt und so entsteht ihm Buch auf Buch, ohne daß die subtile Feinheit der Ausführung darunter auch nur im geringsten litte. Sein neuer Roman — oder wenn man lieber will: seine neue Novelle — ist wiederum eine psychologische Studie von feinstem Reiz. Ein ästhetischer Gourmand und künstlerisch hoch veranlagter Dilettant wird an der Schwelle der kritischen vierziger Jahre von einer heißen Leidenschaft zu einer großzügigen und lebenswürdigen Weltbetrachtung erfaßt, die seiner heftig begehrten Glut nur die wohltemperierten Gefühle der von tausend Nichtigkeiten in Anspruch genommenen modernen Salondame zu bieten vermag. Der stolze Liebestraum zerbricht, und da er eingesehen hat, daß man hienieden mit dem *à peu près* sich begnügen muß, verjücht der melancholische Schwärmer sein Herz zu teilen zwischen die Frau, die er liebt, und das Naturkind, von dem er geliebt wird. Seelische und sinnliche Liebe, selbstlose Leidenschaft und gestreichelte Eitelkeit werden hinfür verjungen, getrennte Wirtschaft zu führen. Jener sehnstüchtige Neo-Hellenismus, zu dem sich Maupassant bekennt, kommt in dem stilistisch nahezu vollendeten Werte zu schmerzlich schönem Ausdruck. *Notre coeur* ist ein bemerkenswerter Beitrag zur Psychologie der modernen Frau, die nach der Anschauung des französischen Geistesaristokraten durch das Raffinement der gesteigerten Kultur unfähig geworden ist, dem Manne jene selbstvergeßene Hingebung zu schenken, die ein heißes Herz verlangt. Die ursprünglichen Instinkte sind fast völlig ausgeilgt, der Egoismus, der Trieb, ein eigenes Leben zu leben, ist erwacht in der modernen Frau, und die unumschränkten Herren von gestern stehen erschaut, erschreckt, vor der gelassenen Klarheit im Denken und Fühlen der neuen Genossinnen. Der stumme Verzweiflungskampf einer Seele um den höchsten, ewig unerreichbaren Besitz ist mit diskreter Meisterhaft geschildert; Guy de Maupassant hat äußerlich wirksamere Bücher geschrieben; aber dem verständnisvollen Leser hat er nie zuvor einen delikateren Genuß bereitet als mit dieser stillen Geschichte von der ewigen Notwendigkeit der Resignation.

II.

Berichtigung.

Zufolge eines Versehens habe ich in dem Aufsatz „Lebensgemeinschaften“ in Nr. 46, S. 752, in der Anmerkung Spalte 1 als Entdecker der dort erwähnten Bakterienmethode zur Nachweisung des Sauerstoffes fälschlich den russischen Botaniker Cienkowski angegeben. Dieses Verfahren ist vielmehr von Engelman aufgefunden worden.

D. Verf.